

Ethnografisch Forschen mit Klasse.

Diskussionsbeiträge zur Produktion und Erfahrung einer vernachlässigten Strukturkategorie

Felix Gaillinger und Anna Klaß (Hrsg.)

86

Kulturanthropologie NOTIZEN

Inhalt

https://doi.org/10.21248/ka-notizen.86.52

(Wieder) über Klasse sprechen. Zur Einführung

Felix Gaillinger, Anna Klaß

Zusammenfassung

Diese Einleitung zum 86. Band der Reihe Kulturanthropologie Notizen widmet sich der Frage, welche Rolle die Strukturkategorie und Erfahrungsgröße ‚Klasse' in der ethnografischen Forschungspraxis spielen kann. Sie formuliert ein Plädoyer dafür, sich in Anbetracht des im deutschsprachigen Raum wieder präsent gewordenen Klassenbegriffs (erneut) einer breiten methodologischen Debatte über das Verhältnis von Ethnografie und Klasse zu widmen. Die Autor:innen dieser Gastherausgeberschaft erproben am Beispiel eigener Forschungen ganz konkrete Möglichkeitsräume und loten dabei das Changieren zwischen eher empirischen und eher theoretischen Klassenverständnissen aus. Auf diese Weise nehmen sie eine relationale Perspektive ein, die auf die Ko-Konstitution von (biografischen) Erfahrungen der Klasse und ihren strukturellen Zusammenhängen fokussiert.

Schlagwörter: Klasse, Europäische Ethnologie, Ethnografie, Erfahrung, Biografie

Felix Gaillinger, Institut für Europäische Ethnologie, Universität Wien, Österreich

Anna Klaß, ehem. Institut für Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie, Ludwig-Maximilians-Universität München, Deutschland

Suchbewegungen zur Bedeutung der Klasse in der ethnografischen Forschungspraxis

Als ich 2022 in einer bayerischen Kleinstadt zu Gast bin, um einen Vortrag über mein Forschungsprojekt zu Unterhaltskonflikten junger Volljähriger gegen ihre Väter zu halten (Gaillinger 2022), fragt mich eine der Gastgeberinnen beim anschließenden kollegialen Austausch, warum ich nicht explizit auf den Klassismus zu sprechen gekommen sei – der Diskriminierung der um ihr Recht Kämpfenden aufgrund ‚der sozialen Herkunft' und ‚der sozialen Position'. Von Klassismus habe sie erst kürzlich in zwei Bänden mit Erfahrungsberichten gelesen; von ihm seien sicherlich auch Unterhaltserstreitende betroffen. Abrupt antworte ich, das rechtliche System weise ihnen in der Tat ungleiche Chancen zu, weil sie im Gegensatz zu vielen Altersgenoss:innen aus bürgerlichen Haushalten um ihre Absicherung während des Studiums kämpfen müssen und damit weniger Kapazitäten haben, dieses mit Erfolg zu beenden. Auf der Zugfahrt zurück habe ich Gelegenheit, meine Antwort zu hinterfragen und denke an meine ethnografische Forschung, in der ich Dorian kennengelernt hatte. Dorian war Sohn eines wohlhabenden

> Arztes, Student der Wirtschaftswissenschaften, sein Hobby das Motorradfahren. Selbstbewusst hatte er damit geprahlt, wie es ihm gelungen sei, seinen Vater mit kleinen Kniffen und Falschaussagen dazu zu bringen, mehr Unterhalt zu zahlen, als er müsste, obwohl Dorian das eigentlich gar nicht unbedingt gebraucht hätte: Ihm sei es materiell schließlich rundum gut gegangen. Ein Konflikt sei das für ihn trotzdem gewesen, schließlich habe er durchaus das Gefühl gehabt, dass er seinem Vater dafür eine Gegenleistung erbringen müsse, sei es auch lediglich, diesen stärker an seinem Privatleben teilhaben zu lassen. Ich erinnere mich daran, während meines eigenen finanziell prekären Studiums den Beruf des Blutfahrers im Schichtbetrieb eines Krankenhauses angenommen zu haben, um über die Runden kommen zu können. Zur Zeit meiner Forschung lösten die Begegnungen mit Dorian Wut in mir aus. Nein – Klassismus, den hatte *er* nicht erfahren.

> Auch ich durchlebte während meiner 2022 durchgeführten Forschung zu queeren und feministischen Praktiken des Flirtens in Zeiten von #MeToo (Klaß 2024) Befremdungsmomente in einem mir eigentlich doch sehr vertrauten Feld. Im Zuge der Forschung interviewte ich sechs queere und feministische Akteur:innen aus München, die einem akademischen Milieu mit starker Gleichheitsorientierung angehörten (Speck 2019). Besonders deutlich wurde ihre Sozialraumposition in Momenten, in denen sie andere hinsichtlich ihrer Klasse typisierten und sich auf diese Weise narrativ von ihnen abgrenzten. So nahm eine der interviewten Personen im Forschungsgespräch wiederholt auf eine Art des Flirtens Bezug, die in ihren Augen ‚rückständig' sei: Die plumpe und wenig kunstfertige Praxis des ‚Anmachens'. Die Verwendung platter, in der Regel sexistischer Sprüche beschrieb die Interviewpartner:in als ‚prollig' und referierte zeitgleich immer wieder auf ‚untere Bildungsschichten', die ein egalitäres Partnerschaftsmodell zugunsten eines ‚traditionellen' patriarchalen Modells ablehnen würden. Die Abgrenzung vom Bild des ‚Prolls', für welchen Feminismus ein Fremdwort sei, diente der eigenen Positionsbestimmung. Demgegenüber fungierte das praktische wie theoretische (queer-)feministische Erfahrungswissen um sexuellen Konsens im Sinne des ‚Nur-Ja-heißt-Ja'-Prinzips als Distinktionsmerkmal. Statt des ‚prolligen' Anmachens reklamierte die von mir interviewte Person auf diese Weise für sich ein ‚Flirten mit Klasse'. Erst als ich mir die Worte meiner Protagonist:innen in der späteren Analyse Zeile für Zeile vor Augen führte, fiel mir auf, dass ich deren Position im Sozialraum bis dahin für meine Forschung überhaupt nicht für relevant (da ‚unmarkiert') gehalten hatte, was vermutlich auch damit zusammenhing, dass wir diese Position teilten.

Weder die Unterhaltskonflikte noch das Flirten sind ohne die biografischen Bezugnahmen der Forscher:innen und der Forschungspartner:innen hinreichend verständlich. Wie die Einblicke in unsere ethnografischen Forschungen andeuten, hätte uns der Verzicht auf eine klassenbewusste Perspektivierung zu anderen Deutungen führen können. Die Abgrenzung zum ‚prolligen' Flirten wäre dann weniger eine klassendistinktive Projektion oder Klassifizierung als vielmehr ein nüchternes persönliches Geschmacksurteil: Das ‚Prollige' permutiert hier hingegen zum Containerbegriff, in dem sich moralische Vorstellungen und kulturelle Erwartungen gegenüber einer vermeintlich uncharmanten, ungezügelten – gar weniger zivilisierten – Klasse verdichten. Die Annahme, dass Personen, die Unterhaltskonflikte ausfechten, per se in ökonomisch und subjektiv prekären Situationen zu vermuten sind und man ihnen daher eine niedrige Klassenposition unterstellen müsste, wäre wiederum eher einem pau-

schalen Ungerechtigkeitsempfinden verpflichtet. Die Mobilisierung unseres eigenen Klassenbewusstseins durch Wut wurde also ebenso wie die Erkenntnis der akademisch-liberalen *middle class*-Orientierung der queeren und feministischen Personen zu einem dringlichen Korrektiv. Wiederholt haben Gertraud Koch und Bernd Jürgen Warneken (2014, 2017) für die Empirische Kulturwissenschaft betont, dass Affekte, Wertzuschreibungen, moralische Urteile und Gerechtigkeitsverständnisse in Sozialbeziehungen klassenspezifische sein können: Sie münden, so die Autor:innen, in hierarchisierenden gesellschaftlichen Bildern von oben, unten[1], arm und reich. Ethnografische Forschungen kann dies nicht unberührt lassen, wenn soziale Ungleichheiten verstanden sein möchten (Skeggs 2004; 2005; Skeggs & Loveday 2012).[2]

Ethnografische Forschungsprozesse verbindet ein erfahrungsgeleiteter Zugriff auf die Produktion von Wissen und damit methodologisch nicht nur die Frage, *welche* Erfahrungen wir machen, sondern auch, *wie* wir diese machen und repräsentieren. Im Interesse einer umfassend dekolonialen Wissensproduktion bis hin zu den Rändern der Forschungspraxis (Mignolo 2009; Nimführ & Blank 2023) geht dies mit der Frage einher, wer das *Wir* ist, dessen Kompetenzen in Bewegung gesetzt werden und dessen Stimme Felderfahrungen wie die oben beschriebenen einordnet. Im Ergebnis und als Prozess einer relationalen und relativierenden Beziehungswissenschaft (Wietschorke 2012) setzen ethnografische Forschungen Erfahrungen in das Verhältnis zu kultürlichen Strukturen, fordern Begriffe und Theorien heraus, nutzen ebenjene allerdings auch, um subjektive Zugänge als lediglich *singuläre* Fälle des Möglichen (Bourdieu 1987a: 11) zu objektivieren. Nicht zuletzt kann es damit gelingen, aus der Analyse von komplexen Konstellationen heraus Anknüpfungspunkte für Interventionen zu formulieren (Gilbert 2019) und der Verantwortung einer kritischen Kulturwissenschaft gerecht zu werden: Wir haben, so führt der Europäische Ethnologe Ingo Schneider (2021: 46) aus, die ethische Verpflichtung, als Forschende eine kritische Haltung einzunehmen und diese nicht zugunsten einer reinen Deskription zu nivellieren.

Mit dem Fokus auf Klasse, so unsere Ausgangsthese, kann sich das Vorhaben einer kritischen Kulturwissenschaft, die sich für soziale Ungleichheiten interessiert, analytisch verdichten. In klassenanalytischen Ansätzen ist, wie Erik Olin Wright (2023) unterstreicht, die Möglichkeit angelegt, ein ideologiekritisches und damit zutiefst reflexives Programm zu beschreiten, das Mikro-, Makro- und Mesoebenen der *Produktion* und *Erfahrung* von klassenbezogenen Ungleichheiten und ihre Scheidelinien wie Sexismus und Rassismus (Meulenbelt 1988) zueinander in Beziehung setzt. Anstatt wie im Falle des Flirtens und der Unterhaltskonflikte einer bürgerlichen Normalitätsfiktion vermeintlich apolitischer Natürlichkeiten

---

[1] Machtpositionen in Forschungsbeziehungen lassen sich nicht immer in ein klares Oben und Unten einteilen, zumal genau definiert sein müsste, auf welchen kategorialen Kriterien diese Unterscheidung fußt. Forschungspraktisch wurde darauf in kritischer Bezugnahme auf Laura Naders Konzept des *Studying Down* und *Up* wiederholt hingewiesen (Brinkel 2008: 533–535; Montanari 2023: 63–64). Gleichwohl sollte jenseits der Frage nach der Repräsentation ethnografischen Wissens im Forschungsprozess durchaus nach subtilen identifikatorischen Zugriffen gefragt werden. Die ausbleibende Reflexion von Identifikationsprozessen und der damit verbundenen erfahrenen Nähe und Distanz kann nämlich, so Andreas Wittel und Bernd Jürgen Warneken (1997), zu Problemen der Selbstbehauptung bis hin zu rächender Schreibstilistik der ethnografierenden Person führen.

[2] In der Tat sind auch in der Europäischen Ethnologie in den vergangenen Jahren einige ethnografische Forschungen entstanden, in denen der Klassenbegriff analytisch eine hervorgehobene Rolle spielt (z.B. Ege 2013; Moser & Egger 2019; Wellgraf 2012). Eine aktualisierte und dezidiert methodologische Diskussion der Klasse in der ethnografischen Forschungspraxis steht noch aus.

zuzuspielen, betonen ethnografische Forschungen unter Rückgriff auf theoretische *und* empirische Klassenbegriffe vielmehr den machtvollen Konstruktionscharakter von Ungleichzeitigkeiten und Transformationen. Sich mit einer Forschung verantwortlich zu machen bedeutet dann, Strukturen, die Ungleichheiten hervorbringen, vor dem Hintergrund zeitspezifischer politischer Zusammenhänge zu betrachten (Hall 2000)[3] und erfahrungsbasierte Zugänge als Seismografen dafür ernst zu nehmen, wie sich diese in Alltage und Alltägliches einschreiben. Ethnografie kann eine Strategie der Verortung in den damit geöffneten Zwischenräumen sein. Je nach Forschungsverlauf sind entsprechende Konsequenzen für die Greifbarkeit von Klasse zu diskutieren.

Zentral für unseren Special Issue ist die Frage nach der Bedeutung der Klasse in der ethnografischen Forschungspraxis. Wir fragen also danach, wie sich die Klassendimension vielfach in einen Erkenntnisprozess einschreibt und welche praktischen Konsequenzen ethnografisch Forschende daraus ziehen. In unserem Call for Papers hatten wir offengelassen, ob und wie explizit die Klasse der Beitragenden in den Reflexionsprozess Einzug finden sollte. Tatsächlich zeigte sich den Autor:innen der nachfolgenden Seiten spätestens im Schreibprozess, dass sogar jene, die eigentlich darauf verzichten wollten, die eigene Klassenherkunft oder -position in den Fokus ihrer Argumentation zu rücken, immer wieder auf sie zurückkommen mussten. Sicherlich hängt dies mit der für die Ethnografie zentralen Methode der teilnehmenden Beobachtung zusammen, einem reziprok auf Forschende und ihre Forschungspartner:innen einwirkenden Interaktionsprozess (Lindner 1981), in dem nicht nur die reflexive Distanznahme notwendig wird, sondern auch die persönlichen Nähe zu einem Feld mitgedacht sein sollte. Die Beiträge dieser Herausgeberschaft reflektieren das Moment klassenspezifischen Erkennens und Benennens am Beispiel ethnografischer Forschungen von ihren institutionellen und biografischen Verortungen ausgehend bis hin zum Feldzugang, den dabei gemachten Erfahrungen, der Analyse und Begriffswahl und der Verschriftlichung. Sie konturieren damit exemplarische Möglichkeitsräume, die zu einer breiteren Debatte einladen sollen: Sprechen wir (wieder) über Klasse!

Klasse zwischen Strukturalismus und Kulturalismus

> „What might be called a 'pragmatist realism' has replaced the 'grand battle of paradigms'." (Wright 2009c: 101)

Schon vor einigen Jahren diagnostizierte der US-amerikanische Soziologe Erik Olin Wright mit seiner Formel des pragmatischen Realismus ein zentrales Umdenken in der Verwendung verschiedener Klassenbegriffe und insbesondere das mit empirischen Inneneinsichten begründete notwendige Erodieren orthodox marxistischer theoretischer Universalansprüche. Karl Marx' Klassenanalyse schenkt – wie Klaus Dörre (2021) unter Bezugnahme auf Dahrendorf betont – dem für ethnografische Forschungen eigentlich sehr zentralen „Verhältnis zwischen Klassenstruktur und Klassenhandeln" (ebd.: 258) nicht ausreichend Beachtung. Unterschiedliche Arten und Weisen, Klasse theoretisch und empirisch zu greifen, so Wright

[3] So betont auch Moritz Ege (2021: 192), jene Einbettung solle „einen Raum des Forschens aufspannen, in dem sowohl der Impuls wirksam ist, Auswege aus einer schlechten Gegenwart zu finden, als auch ein Forschungsethos der empirischen wie theoretischen Problematisierung, das vor dem berühmten ‚Pessimismus des Intellekts' nicht zurückschreckt".

(2009c) weiter, sollen sich weniger kompromisslos gegenüberstehen und müssen nicht exklusiv Partei für eine strukturalistische oder für eine kulturalistische Perspektive nehmen, sondern können sich klug miteinander verbunden ergänzen. Einem solchen umfassenden Programm stehen (insbesondere in Feldern politischer Kämpfe) jene skeptisch gegenüber, die sich auf ein eingeschränktes, einer theoretischen Schule verpflichtetes Klassenverständnis festgelegt haben. Das Ringen um die Normativität bestimmter Klassenverständnisse schreibt sich nach Erik Olin Wright (2009b) bisweilen auch in die akademische Wissensproduktion ein:

> „the alternative frameworks of class analysis […] often appear to be hostile camps, each trying to recruit supporters and defeat opponents. Students interested in class analysis thus often feel that they have to make a choice, to adopt one or another of these approaches to the exclusion of others. But if it is the case that these various approaches are organized around different mixes of anchoring questions, then, depending upon the specific empirical agenda, different frameworks of class analysis may provide the best conceptual menu. One can be a Weberian for the study of class mobility, a Bourdieuian for the study of the class determinants of lifestyles, and a Marxian for the critique of capitalism.“ (ebd.: 191–192)

Wrights Argumentation ist für die ethnografische Forschungspraxis zunächst noch eher kontraintuitiv, wenn er anschließend vorschlägt, zu Beginn einer Analyse zu sichten, welcher Klassenbegriff wiederum welche Fragen zu beantworten ermöglicht, gilt in der Ethnografie doch stets das Primat der erfahrungsgeleiteten Induktivität. In hingegen sehr anregender Weise versammelt sein Einführungswerk in die Klassenanalyse (Wright 2009a) mehrere Aufsätze, die sich unterschiedlichen theoretischen Schulen widmen, so etwa den Zugängen von Bourdieu, Durkheim, Weber und Marx, aber darüber hinaus auch Ansätzen der Post-Klassen-Analyse Raum geben. Letztere, so der australische Soziologe Jan Pakulski (2009), begegnen der Tatsache zunehmend komplexer Konfigurationen von Antagonismen und Ungleichheiten, die mit konventionellen und insbesondere deterministischen Klassenbegriffen nicht gefasst werden können. Wir werden darauf weiter unten am Beispiel des kontroversen Klassismuskonzepts eingehen. Auf dem Fundament der Zusammenschau der klassenanalytischen Zugänge formuliert Wright (2009b) sodann sechs Fragen, auf die ‚Klasse' in all diesen Ansätzen eine Antwort figurieren kann:

> „1. Ressourcenzugang: ‚Wie sind Menschen objektiv in der Verteilung materieller Ungleichheit positioniert?'
> 2. Subjektiv saliente Gruppen: ‚Was erklärt, wie Menschen, individuell und kollektiv, sich selbst und andere innerhalb einer Struktur der Ungleichheit subjektiv verorten?'
> 3. Lebenschancen: ‚Wie lassen sich ungleiche Lebenschancen und materielle Standards erklären?'
> 4. Antagonistische Konflikte: ‚Welche systemisch-soziale Spaltungen prägen Konflikte?'
> 5. Historische Variation: ‚Wie sollten wir historische Variationen in der sozialen Organisation von Ungleichheiten charakterisieren und erklären?'
> 6. Emanzipation: ‚Welche Arten von Transformationen sind erforderlich, um Unterdrückung und Ausbeutung in kapitalistischen Gesellschaften zu beseitigen?'" (ebd.: 180–181, Übersetzung der Autor:innen)

Erik Olin Wrights Fragen werden – so unsere Annahme – unter Rückgriff auf erfahrungsbasierte und theoretische Klassenbegriffe zugänglich. Sie sortieren Anknüpfungspunkte, die ethnografische Forschungen sensibilisieren können und einem theoretischen Eklektizismus vorbeugen. Grundsätzlich kursiert in den Sozial- und Kulturwissenschaften die Vorannahme, dass insbesondere strukturalistische theoretische Klassenansätze nur schwerlich mit dem für die ethnografische Forschung so zentralen Konzept der gelebten Erfahrung vereinbar sind, weil sie primär apersonale Strukturen in ihrer Relation erfassen (Marchart 2018). Wie Jan Pakulski (2009) betont, werden sie zudem oft zu voreilig eingesetzt, etwa wenn systemische und auf binären Oppositionen beruhende Stellungen im Klassensystem und damit verbundene wirtschaftliche und soziale Interessen positivistisch als per se gültige Referenzfolie über ein Feld gestülpt werden. Pierre Bourdieu (1998) spricht daher auch von Klassen, die auf dem Papier sozialräumlich und mit Blick auf ihre Beziehungen betrachtet werden können, allerdings der konkreten Empirie ‚realer Klassen' gegenübergestellt werden müssen. In der ethnografischen Forschungspraxis nehmen apersonale Strukturkategorien durch die Fokussierung auf verhältnismäßig kleine Wirklichkeitsausschnitte schließlich Gestalt an; sie spiegeln sich in Form von Erfahrung etwa in Narrativen und Praktiken ganz konkret. Strukturell einer Klasse angehörig zu sein und einen Klassenhabitus im Sinne einer biografischen oder körperlichen Prägung verinnerlicht zu haben, die in Alltagskontexten verschiedentlich präsent werden kann – klassenunbewusst spürbar, klassenbewusst reflektierbar –, sind entsprechend zwei analytisch parallel zueinander verlaufende Ebenen. Marx' politökonomischer Ansatz, der industriekapitalistische Ausbeutungsverhältnisse zwischen der Bourgeoisie und der proletarischen Lohnarbeiterschaft in der Klassengesellschaft zu greifen versucht (vgl. Candeias 2021), ist beispielsweise nicht dazu geeignet, das Flirten als klassenbezogene Stilisierungspraxis zu erklären. Vielmehr geht es hier um den Rückgriff auf klassenspezifische Erfahrungsschätze, die zutiefst habitualisiert sind und biografischen Prägungen folgen. Umgekehrt wären die Konstellationen in Unterhaltskonflikten ohne Rekurs auf theoretische Klassenkonzepte um die Reproduktion einer Klassenlage nur schwerlich analytisch zu durchdringen, ohne zu moralisieren – insbesondere, wenn stark subjektive Fragen der sozialen Gerechtigkeit den strukturellen Tatsachen gegenüber priorisiert werden. Folgerichtig – so Oliver Marchart (2018: 74) unter Bezugnahme auf Stuart Hall – darf auch eine kulturalistische Sichtweise auf Klasse nicht die Strukturen aus den Augen verlieren, die Handlungsräume bedingen. Ethnografische Forschungen zu Klasse sollten daher nicht behaupten, Klassenstrukturen und mit ihnen gemachte Erfahrungen würden Akteur:innen und ihr Tun determinieren. Noch ist es sinnvoll, die Erfahrung sozialer Ungleichheit auf einer allzu individualisierenden Ebene zu fokussieren, wenn damit die strukturellen und ideologischen Fundamente ausgeblendet bleiben, die eine Praxis für bestimmte Akteur:innen plausibel machen. Jüngst machte auch der Germanist Carlos Spoerhase (2024) am Beispiel von Essens- und Besteckszenen in Erzählungen sozialen Aufsteigens darauf aufmerksam, dass erfahrungsbasierte Zugänge sehr wohl dazu geeignet seien, „das Formalisierte und Regelhafte" (ebd.: 72) klassenspezifischer Praxis in den jeweils fokussierten Kontexten zu verstehen. Allerdings laufen jene stets Gefahr, „das Verstehen des Sozialen als eine Einführung in verschlüsseltes Regelwissen zu konzipieren" (ebd.) und dadurch die Artikulation sozialer Ungleichheiten entlang der Klasse mitunter ungewollt auf einer symbolischen Ebene zu diskutieren. Dies würde eher an Verständnisse sozialer Schichtung erinnern, als das strukturelle Fundament zu fassen, das klassenbedingte Ungleichheiten überhaupt möglich macht. Eine ethnografische Genauigkeit, wie der Anthropologe Raymond Smith bereits in den 1980er Jahren plädierte, sei ferner unverzichtbar, wenn es darum gehe mehr zu betreiben, als eine

abstrakte Wirtschaftsgeschichte oder eine allzu monotone „recitation of the by now all too obvious fact of the importance of the world system" (Smith 1984: 491). Dass Klasse eine wirkmächtige Kategorie sozialer Ungleichheit ist, nachdem insbesondere im deutschsprachigen Raum mit dem „Ideologen der neuen Rechten" (Dahrendorf 1975: o.S.), dem Antiklassentheoretiker Helmut Schelsky (1965) und seiner erstmals 1953 formulierten These der nivellierten Mittelstandsgesellschaft und ab den 1980er mit Ulrich Beck (1983) wiederholt der wissenschaftliche Abschied von Klassenkonzepten eingeleitet wurde, dürfte heute im kultur- und sozialwissenschaftlichen Diskurs um soziale Ungleichheiten vor dem Hintergrund multipler Krisen wohl kaum mehr zur Debatte stehen.

Ein im deutschsprachigen Raum aktuell prominentes Konfliktfeld, in dem wiederum Kritik an einem fehlenden theoretischen Klassenbegriff zu Tage tritt und die Wiederentdeckung der Relevanz der Klassendimension als ein identitätstheoretisches Projekt polemisiert wird (siehe Wellgraf in diesem Band), ist der Klassismusdiskurs. Der Klassismusbegriff etablierte sich seit den 1980er Jahren im Kontext Schwarzer, lesbischer und feministischer Bewegungen in den USA (Roßhart 2016; Abou 2020; Kemper & Weinbach 2009: 33–51) und in den vergangenen Jahren schließlich auch im deutschsprachigen Raum als ein Projekt, das der kollektiven Ausschlusserfahrung entlang der Klassenposition und -herkunft einen Namen gibt und damit stärker als klassentheoretische Ansätze die Gewichtigkeit alltäglicher Mikroperformanzen klassenbezogener Differenz aus intersektionaler Perspektive fokussiert.

In einer gemeinsamen Lehrveranstaltung zu Klassismus und Ethnografie, die wir im Wintersemester 2021/22 am Institut für Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der LMU München anboten, merkten wir, dass die Studierenden weniger über klassentheoretische Abhandlungen als vielmehr über ebensolche erfahrungsgeleiteten Zugänge ein Gespür für die alltäglichen Dimensionen von Klasse entwickelten. Dies spiegelte sich unter anderem in der Art und Weise, in der die Teilnehmenden unseres Seminars begannen, über die eigene Situiertheit zu sprechen und über die strukturellen Grundlagen der gelesenen, identifikatorisch nahbaren Erfahrungsberichte nachzudenken. Gerade dieser Punkt ist es, an dem eine Theoriearbeit unseres Erachtens didaktisch gut einsetzen kann, weil sie so nicht Gefahr läuft, Klasse kontextblind zu überzeichnen oder abstrakte Begriffe willkürlich einzusetzen.

In einer von vielen polemischen Kritiken am vermeintlich untertheoretisierten Klassismusbegriff, und der Frage, ob er dabei helfen kann, Klassenunterdrückung zu verstehen, weisen die Soziolog:innen Fred Pincus und Nathalie Sokoloff (2008: 16) zugleich auf die Relevanz hin, deutlich zu artikulieren, worauf die eigene Analyse unter Rückgriff auf welches Klassenverständnis eigentlich abzielt. Ihr Kulturalismusvorwurf am Klassismuskonzept, das in ihren Augen strukturelle Ungleichheiten nicht erklären könne, würde in jenem Moment hinfällig, in dem benannt ist, dass Klassismus ein aktivistischer Erfahrungsbegriff zu verstehen sein kann, der in der Praxis Verwendung findet, um subjektiv wahrgenommene Ungerechtigkeiten verbindend in einem gemeinsamen Begriff zu verdichten und zu artikulieren, und damit auf dessen historische Wurzeln zu rekurrieren (Roßhart 2016). Analytisch würde in weiterer Konsequenz und durch die Brille des Post-Klassenansatzes (Pakulski 2009) der Verzicht auf ein streng theoretisches Klassenverständnis dann nicht bedeuten einer apolitischen Normalitätsfiktion zuzuspielen, wenngleich die analytische Reichweite in Frage gestellt werden kann. Wright (2009a; 2023) würde wohl in seinem pragmatischen Realismus vorschlagen, je nach Kontext gezielt weitere Theorien hinzuzuziehen, um die Ausschlusserfahrungen auch strukturell weiterzudenken: Dies widerspricht Pincus und Sokoloffs (2008)

Kritik nicht, dass nicht bei der Interpretation kultureller Hegemonie als Ursache von Unterdrückung stehen zu bleiben sei, sondern Klassenwidersprüche als gesellschaftliches Verhältnis (mindestens zusätzlich) in den Blick zu nehmen sind.

Dass ein Verzicht auf Theorie, auch wenn es das primäre Anliegen ist soziale Ungleichheiten erfahrungsnah sichtbar zu machen, allerdings zu ideologischen Instrumentalisierungen und einer Dekontextualisierung des Klassenbegriffs führen kann, zeigen Debatten im Kontext höchst konservativer bis rechter politischer Lager, etwa um Rainer Zitelmann (2020), die reklamieren, Reiche würden ‚Klassismus nach oben' beziehungsweise Abwertung aufgrund ihrer Klasse erfahren (Gaillinger 2021). Aufgabe einer ethnografischen Forschung zu Klasse ist es mindestens, dieser Beliebigkeit mit einer sorgsamen Begriffsarbeit vorzubeugen oder proaktiv entgegenzutreten.

Was all jene Ansätze, die Klasse theorie- oder erfahrungsgeleitet thematisieren, verbindet, ist eine relationale Perspektive, die sich von der Annahme sich nicht berührender Schichten und Aufschichtungen in loser Koexistenz abgrenzt. Letztere fokussiert primär, was Wolfgang Kaschuba (2003) unter der horizontalen Dimension sozialer Ungleichheit fasst, nämlich das Anderssein gesellschaftlicher Gruppen und zwar mit Blick auf ihre materiellen Dispositionen und ihre alltägliche Lebensführung. Die vertikale Achse sozialer Ungleichheit hingegen geht davon aus, dass sich daraus auch „eine klar abgestufte Hierarchie sozialer Macht und individueller Lebenschancen ergibt, die dauerhaft und systematisch wirkt" (ebd.: 148). Theoretische Modelle sozialer Ungleichheit, so der Europäische Ethnologe weiter, stehen der alltagsweltlichen Komplexität dabei immer ein Stück weit unversöhnlich, da komplexitätsreduzierend, gegenüber (ebd.). Eine ethnografische Forschung ist folgerichtig herausgefordert, Klassenbegriffe, so etabliert sie auch sein mögen, immer wieder in Frage zu stellen. Das bedeutet in letzter Konsequenz auch, danach zu fragen, inwieweit die eigene Klassenposition und damit verbundene Erfahrungen die Art und Weise tönen, in der wir Ungleichheiten in ethnografischen Forschungen einordnen. Die Beitragenden unseres Special Issues ergreifen weder klar für einen kulturalistischen noch für einen exklusiv strukturalistischen Klassenansatz Partei. Vielmehr nehmen sie eine relationale Perspektive ein, die auf die Ko-Konstitution von (biografischen) Erfahrungen der Klasse und ihren strukturellen Zusammenhängen fokussiert. Manchmal tun die Forschenden dies, indem sie unter Rückgriff auf ihre eigene Klasse das Erkenntnispotenzial bergen, das sich bereits aufgrund der Tatsache ergibt, ein bestimmtes Klassenbewusstsein zu besitzen.

Um klassenspezifische soziale Ungleichheiten in Erfahrungskontexten tatsächlich als relationale denken zu können, bietet es sich an, Wrights Fragenkatalog (Wright 2009b) noch ein weiteres Mal zu abstrahieren: All seinen vorgeschlagenen Zugriffen liegt die Annahme zugrunde, dass das Mehr der und des Einen subjektiv und objektiv, mittelbar und unmittelbar mit dem Weniger der und des Anderen zusammenhängt. Mit ihrer Interpretation des Verbindungsprinzips zwischen Klassen arbeiteten dies auch Luc Boltanski und Ève Chiapello (2003) in *Der neue Geist des Kapitalismus* heraus. Damit meinen Klassenanalysen nicht unbedingt ausschließlich die Stellung im Produktionsprozess zwischen Kapitalbesitzenden und Ausgebeuteten, sondern breiter noch den Zugang zu kulturellem, ökonomischem oder sozialem Kapital, Rechten, staatlichen Absicherungen, die Präsenz in medialen Repräsentationen sowie die Gestaltungsmacht über diese und vieles mehr. Diese hierarchische Relationalität einzufangen machten sich bereits Vertreter der frühen Cultural Studies wie Raymond Williams zur Aufgabe, indem sie versuchten, „mithilfe von Methoden der Ethnografie und des *Close Reading* die Beziehungen zwischen den Elementen einer bestimmten umfassenden

Lebensweise zu rekonstruieren (Williams 1983: 50) und deren Gefühlsstrukturen anhand kultureller Artefakte herauszuarbeiten“ (Marchart 2018: 53).

Eine ethnografische Forschung kann durch ein solches klassenbewusstes *Close Reading* eine Perspektive einnehmen, die davon ausgeht, dass soziale Ungleichheiten nicht (nur) im Alltag der:des Einzelnen individuell hervorgebracht werden, sondern Teil einer komplexeren Matrix historischer Variationen, struktureller objektiver Verortungen sowie subjektiver gruppenspezifischer Interessen und damit einhergehend ungleicher Teilhabe- bis hin zu Lebenschancen sind (Wright 2009b). In Feldern sozialer Ungleichheiten sollten diese Ebenen bei aller notwendigen ethnografischen Offenheit reflektiert sein, insbesondere, um nicht zu verwechseln, dass ‚Offenheit‘ nicht bedeutet, die eingangs erwähnten bürgerlich-apolitischen Natürlichkeiten unhinterfragt zu dokumentieren, ohne ihren machtvollen Konstruktionscharakter einzufangen. In der Tat ist es die Aufgabe einer kritischen Kulturwissenschaft, ein „Gespür dafür zu entwickeln, was in der Luft liegt“ (Schneider 2021: 35) und danach zu fragen, wofür ‚Kultur‘ in klassengegliederten Gesellschaften in politischen und sozialen Kontexten (alltäglich) mobilisiert wird (Evans 2017).

Der Fokus auf den Produktionszusammenhang ethnografischer Forschungen allerdings erinnert zugleich an ein zentrales Moment, das häufig in akademischen Debatten in den Hintergrund gerät: So politisch, so klassenkämpferisch, so antihegemonial und so erfahrungsgeleitet ethnografisches Forschen zu Klassendynamiken auch sein mag, so ist dessen Produktion doch zumeist kontextualisiert im institutionellen Gewebe der Universität, die selbst auf grundlegend hierarchischen und ungleichheitserzeugenden Strukturen fußt und neoliberalen Grundsätzen der Meritokratie und Verwettbewerblichung folgt, die sich auch auf die Art und Weise, in der über Klasse geforscht und persönlich gesprochen werden kann, auswirkt (Reuter et al. 2020; Gutekunst & Rau 2023).

Academia als machtvoller Ort der Wissensproduktion

Ein Großteil der Autor:innen dieses Special Issues verortet sich mit Blick auf die eigene Klassenposition in der Übergangszone zwischen Klassen und damit zwischen der Reproduktion und der Nicht-Reproduktion biografischer Prägungen (Jaquet 2018), denen sie einen Einfluss auf ihre ethnografische Forschungspraxis beimessen: Sie sind weder gänzlich aufgestiegen, noch gänzlich verwurzelt in jenem Kontext, der sie vor ihrer universitären Laufbahn beheimatete. Wie Carlos Spoerhase im Nachwort zu Chantal Jaquets Theoretisierung dieser Transitzone am Beispiel von Autosoziobiografien argumentiert, stellt ein:e Klassenübergänger:in die „paradigmatische Figur des Intellektuellen“ dar (Spoerhase 2018: 245). Dies ermögliche es den transclass-Personen, auf der Basis eines „biografisch nachgewiesenen Distanzierungstalents“ (ebd.) als ideale und authentifizierte Kulturkritiker:innen im Diskurs um Klasse aufzutreten. Sie seien dafür prädestiniert, zu begreifen, „daß das Ich als etwas grundlegend Soziales keine tiefergehende Substanz hat“ (ebd.). Zur Rolle der Authentizität wurde in den 1990er Jahren der volkskundlichen Arbeiterkulturforschung Ähnliches behauptet. Wolfgang Kaschuba fragte für sogenannte proletarische Perspektiven nach der Möglichkeit einer „habitualisierte[n] Gesellschaftskritik“ (1991: 50), woraufhin Rolf Lindner entgegnete, eine solche Betrachtungsweise führe „(gewissermaßen hinter dem Rücken der Definierenden) dazu, die Wirkungsweise von Kultur als ein Naturverhältnis zu denken“ (Lindner 1996: 76). In jener Analogie sind Klassenübergänger:innen dann besonders authentisch, wenn sie die eigene ‚ursprüngliche‘ Klassenherkunft noch immer prägt, sie aber in den universitären Kontext Eingang gefunden haben, der sie dazu befähigt, ihre Erfahrungen akademisch(er) zu

artikulieren. Umgekehrt ließe sich überlegen, ob die Fluidität des Klassenüberganges nicht auch in einer teilweise erzwungenen Internalisierung von Klassengegensätzen liegt. Prämisse dafür ist die manchmal voreilige Annahme, in nichtakademischen Elternhäusern würde anders gesprochen und Passungsschwierigkeiten und Habitusdifferenzen seien grundsätzlich die Folge einer durch die Klasse aber auch durch weitere Mobilitätserfahrungen bedingten Sphärendiskrepanz (El-Mafaalani 2017). So machte Felix Gaillinger wiederholt die Erfahrung, in Anfragen für Vorträge und Workshops als eine Person adressiert zu werden, die bereits aufgrund der Tatsache, dass er sich ethnografisch mit Klassenfragen beschäftigt, vermutlich selbst Ausschlusserfahrungen gemacht habe, die er dann auf den Veranstaltungen zum Ausdruck bringen möge, und das eben gerne in einer ‚ihm nahen' Sprache.

Ein epistemischer Vorteil in der Analyse von Ungleichheiten wurde auch den Gründungsmitgliedern des *Centers for Contemporary Cultural Studies* (CCCS) zugeschrieben, den sogenannten Scholarship Boys. Als Stipendiaten an Elite-Universitäten wurden die Arbeiter:innensöhne Raymond Williams und Richard Hoggart sowie der aus einer jamaikanischen Mittelklassenfamilie stammende und doch stets zwischen zwei Inseln diasporisch lavierende Stuart Hall (2020) mit der Kultur der britischen Oberklasse konfrontiert (vgl. Marchart 2018: 29). Daraus resultierte Ungleichheitserfahrungen führten sie in der Folge zu einem kulturalistisch geprägten Verständnis von Klasse. Dieses sieht das „entscheidende Kriterium von Klasse nicht im ökonomischen Privileg, sondern [...] in Prinzipien der Lebensführung", wie Rolf Lindner (2000: 30–31) resümiert. Raymond Williams (1983: 74) reflektierte diese Einschreibungen entlang der eigenen Biografie:

> „Die Ungleichheit, die ich erfuhr, war für mich – für jemand, der aus der Arbeiterklasse kam und die höheren Bildungsinstitutionen durchlief – in erster Linie eine Ungleichheit der Kultur, des Bildungsgangs, des Umgangs mit der Literatur. Was von anderen in anderen Situationen direkt als ökonomische oder politische Ungleichheit erfahren wurde, war für mich, bedingt durch meinen Weg, die Ungleichheit, gewissermaßen sogar die Nicht-Gemeinsamkeit der Kultur."

Edward Palmer Thompson schlug folgerichtig vor, weniger wie Raymond Williams von culture as a whole way of life zu sprechen, als von culture as a whole way of struggle (Thompson 1959: 52). Dem Konflikt, wie er für die Klassenübergänger:innen expliziert wird, misst diese Argumentation jenseits romantisierender Beschönigungen zu gewissen Anteilen eine biografisch begründete Innensicht bei, die in ethnografischen Forschungen fruchtbar sein darf: Der forschende Struggle leiste einer bestimmten Art des Verstehens Vorschub, die Stuart Hall in einem Interview mit Les Back folgendermaßen beschreibt:

> „It makes possible insights that you can't really get any other way, because it takes you deep and close, and it frames you emotionally as well as analytically, and it takes you subjectively as well as objectively. So there's certain kinds of insights you can't get without that" (Hall & Back 2009: 676)

Auch die Autor:innen unserer Gastherausgeberschaft mobilisieren in ihrer ethnografischen Forschungspraxis die gelebte Erfahrung ihrer Klassenposition und -herkunft und überlegen, wie sich diese analytisch produktiv machen lässt. Durch die Emphase auf das Gelebte der Erfahrung, so Oliver Marchart (2018: 74), rückt in den Vordergrund, dass sich ein Bewusstsein für einen Gegenstand gleichzeitig mit den Produktionsbedingungen jenes Bewusstseins

überlappen kann. Die Betonung der eigenen Klasse kann mit Rolf Lindner deshalb auch als eine reflexive Widerstandsstrategie verstanden werden, denn im „wissenschaftlichen Diskurs zielt diese Kategorie nicht nur auf eine vernachlässigte analytische Dimension, sondern meint auch eine Kritik am akademischen System der Zeit, das Lebenserfahrung als Wissensressource systematisch ignoriert" (Lindner 2001: 25). Dass in den vergangenen Jahren in mehreren Sammelbänden und Anthologien verstärkt über die Erfahrung von Klassendifferenzen im akademischen System publiziert wurde (Altieri & Hüttner 2020; Reuter et al. 2020, Stamm 2019; Lange-Vester & Sander 2016), kann durch diese Brille gleichsam als Versuch gedeutet werden, Kollektivität in befremdlichen und befremdenden Strukturen herzustellen und eine Gegenposition zu hegemonialen Leitbildern universitärer Kulturen zum Ausdruck zu bringen. In seiner wegweisenden ethnografischen Studie Learning to Labour. How Working Class Kids Get Working Class Jobs zeichnete Paul Willis (1977) Ähnliches für Gegen-Schulkulturen von Arbeitersöhnen nach, an deren Formierung sie durch ihre nach außen getragene Identifikation mit der Arbeiterklasse und mit informellen Strategien wie dem Pöbeln und dem Lachen arbeiteten. Zwar manifestierten die sogenannten Lads symbolisch ihre klassenbedingte Gruppenzugehörigkeit, trugen damit aber auch zur Reproduktion ihrer Klassenlage bei. Letztlich führte ihr Kollektivbestreben also nicht zu dem, was heute unter einem Aufstieg verhandelt wird. Wie Walter Leimgruber (2023: 45) für die kulturelle Figur des meist männlich konnotierten, sich nach ‚oben' kämpfenden akademischen Klassenaufsteigers reflektiert, ist diese andererseits bereits mit manchen Anforderungen akademischer Performanz vertraut, und wirkt damit mitunter nach außen hin paradoxerweise umso resilienter, denn „Pragmatismus, Flexibilität, auch das Aushalten von Widersprüchen widersprechen den rigiden Positionen von Personen, die nie in irgendeiner Weise existentiell herausgefordert waren" (ebd.).

Doch nicht alle Erfahrungen der Autor:innen dieser Gastherausgeberschaft lassen sich mit dem Begriff des Klassenaufstiegs bzw. des -übergangs erklären. Beispielsweise kann sich dieses Phänomen – wie Natalia Picaroni-Sobrado in ihrem Beitrag zeigt – zeitgleich mit Migrationserfahrungen überschneiden. Während ihres Studiums der Kultur- und Sozialanthropologie in Wien war für Picaroni-Sobrado nicht nur der akademische Kontext irritierend, sondern auch die Art und Weise, in der dort über Kolonialismus und globalen Kapitalismus gesprochen wurde, von dem sie in ihrer Heimat Uruguay selbst betroffen gewesen war. Dies habe dazu geführt, dass sie sich mit jenen, über die in Wien geforscht und gelehrt wurde, deutlich stärker identifizieren konnte als mit der befremdlichen Art und Weise, in der ihre Kolleg:innen über für sie offensichtliche Zusammenhänge globaler Gefälle rätselten. Breiter als etwa Chantal Jaquets (2018) transclass-Konzept greift dies Lila Abu-Lughods (1996) Begriff des Halfies auf: Er beschreibt Personen, deren kulturelle Identität aufgrund von Mobilitätserfahrungen eine Form der Hybridität aufweist. Dadurch bringen sie in ihrer Forschungspraxis „die Grenze zwischen dem Selbst und dem Anderen ins Wanken" (ebd.: 14). Feministische sowie Halfie-Anthropolog:innen wechseln, so Abu-Lughod, demnach „beklommen hin und her zwischen den Positionen des Sprechens ‚über' und des Sprechens ‚als'" (ebd.: 21), das sich aus komplexen Formationen und nicht aus einem kausalen Ursache-Wirkungs-Verhältnis zwischen Herkunftsklasse und Erfahrungskontext ergibt. Hierin spiegelt sich erneut, dass ethnografische Forschungen Klasse nicht per se als exklusive Referenzgröße mit Gültigkeitsanspruch voraussetzen sollten. Genauso wenig kann es darum gehen, die Performanz von Klasse emphatisch in den Vordergrund zu rücken, ohne diese dicht entlang konkreter ethnografischer Einblicke zu bezeugen.

Im Zuge von Vorgesprächen zu unserer Gastherausgeberschaft erfuhren wir auch von Kolleg:innen, die sich gegen eine Einreichung entschieden, weil sie nicht offen über ihre biografischen Erfahrungen schreiben wollten, die gleichwohl ihre Ethnografien beeinflusst hatten. Scham war nicht der einzige Grund. Vielmehr spielte in vielen der Gesprächen auch die Befürchtung vor Anerkennungsverlust im abhängigkeitsgeprägten wissenschaftlichen Betrieb eine Rolle, etwa durch jene, die – und hierin verdeutlicht sich der ideologische Charakter der Debatte (Wright 2009b) – die Bedeutung der Klasse per se verneinen und an das Leistungsversprechen glauben, das aber nur dann gültig sein kann, wenn jede:r mit gleichen Startvoraussetzungen ausgestattet ist, auch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler klassenlos ‚unmarkiert' sind: In ihrer Studie *Zwischen W3 und Hartz IV. Arbeitssituation und Perspektiven von wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern* zeigten Andrea Lange-Vester und Christel Teiwes-Kügler, dass es im Bereich des wissenschaftlichen ‚Nachwuchses' überwiegend Personen aus nichtakademischen Elternhäusern sind, die sich freiwillig für eher unattraktive Zuarbeiten ihren Vorgesetzten gegenüber anbieten, eigene Interessen eher in den Hintergrund rücken und sich mit prekären Bedingungen *trotzdem* arrangieren: „Frühzeitige Investitionen in Netzwerke und soziales Kapital, die geschickte Selbstpräsentation und das Hervortreten aus der Masse sind dagegen in unserer Stichprobe eher wissenschaftlichen MitarbeiterInnen aus gehobenen Herkunftsmilieus vorbehalten gewesen" (Möller 2018: 274, zitiert nach Lange-Vester & Teiwes-Kügler 2013: 189)[4]. Die eigene Klasse zu einer Sache zu machen, ist im Forschungskontext Universität durchaus tabuisiert, aber auch an habituelle Prägungen und damit verbundene Selbstverständnisse gegenüber universitärer Arbeitskulturen gekoppelt.

Zuletzt spielte in den Vorgesprächen auch die Erzählung der zu vermeidenden narzisstischen Selbstthematisierung eine große Rolle (Bourdieu 1993), in der das eigentliche Interesse der Feldforschung in den Hintergrund zu rücken droht. Dabei ist der Grat schmal: Auf Bourdieu (ebd.) bezugnehmend reflektieren Brigitte Becker und Kolleg:innen (2017) zurecht, Reflexivität sei aus epistemologischer Perspektive grundsätzlich nicht ohne dialogische Fremderfahrung möglich; ohne letztere würde „ein narzisstisches Forschungssubjekt ermächtigt, das Erkenntnis aus seinen eigenen Wahrnehmungen ohne das Korrektiv der aktiven Feldinteraktion zu gewinnen sucht und das den reflexiven Dialog mit dem unbekannten Anderen in seinen sozial-kulturellen Kontexten nicht mehr führen kann" (Becker et al. 2017: 79). Bei aller berechtigten Kritik und sicherlich auch strategischen Abgrenzung kann unseres Erachtens selbst das, was Bourdieu (1993) eine Nabelschau nannte, zugleich eine Einladung für Leser:innen sein, sich zu dieser Nabelschau in ein Verhältnis zu setzen. Die eigene Klasse als

[4] Christina Möller (2018) kritisiert die eingeschränkte Verallgemeinerbarkeit der Studie, doch erinnern die Überlegungen in Lange-Vester und Teiwes-Kügler (2013) an Erfahrungsberichte, die auf die Divergenz zwischen institutionellen Leistungsanforderungen und tatsächlicher Leistung verweisen: Arbeiter:innenkinder wirken an Universitäten mitunter nach außen hin resilienter, gleichwohl häufig in einem tendenziellen Überengagement darum ringend, auf ein ‚sicheres' Danach zu streben. Mit dem sogenannten ‚Impostor-Syndrom' ist in diesem Zusammenhang gemeint, dass sich insbesondere Working Class-Wissenschaftler:innen ihres verdienten Erfolgs trotzdem nicht sicher seien, ihn vielmehr als ein *Making it by Faking it* verstehen und sich wie Hochstapelnde im Elfenbeinturm fühlen (Granfield 1991; Wietschorke 2019; Maclean 2022). Es handelt sich dabei um ein stark psychologisierendes Argumentationsmuster, das mit einem Fokus auf Klasse nicht davon ablenken sollte, dass beispielsweise die im Sammelband *Vom Arbeiterkind zur Professur* (Reuter et al. 2020) zu Wort kommenden Professor:innen auch bei Impostor-Syndrom in einer strukturell abgesicherten Klassenlage verortet werden dürften (intersektional, autoethnografisch und im Post Doc-Bereich außerdem in Reilly 2023).

Forscher:in in den Vordergrund zu rücken, kann für die Rezipient:innen der dabei entstehenden Texte ein Reflexionsangebot sein, weil sie sich mitunter mit den Erzählungen der Autor:innen identifizieren oder sich von ihnen abgrenzen und so den eigenen Blick für die Gewichtigkeit einer ansonsten oft tabuisierten Größe schärfen, wenn nicht gar ein eigenes Klassenbewusstsein entwickeln. So käme dann selbst mit einer narzisstischen Reflexivität das zum Vorschein, was Nancy Fraser (1992) die Artikulation einer subalternen Gegenöffentlichkeit in Kontexten nennt, in denen bürgerlich-liberale Vorstellungen einer für alle unproblematischen Teilhabe am System dominieren. In evokativen Autoethnografien wird dieses Programm längst erprobt (Bönisch-Brednich 2012; Ploder & Stadlbauer 2013; Ploder 2021). Selbstreflexionen und Erfahrungsberichte zu Klasse durchbrechen das, was Iris Marion Young in ihrem Aufsatz *The Five Faces of Oppression* als Kulturimperialismus bezeichnet: „The dominant groups and their cultural expressions are the normal, the universal, and thereby unremarkable“ (Young 1988: 285). Während Klassenaufsteigende in der Folge dieser Erzählungen dann allerdings möglicherweise als Zeug:innen des erfolgreichen Überwindens struktureller Ungleichheiten gelesen werden könnten (Jaquet 2018; Möller et al. 2020), problematisiert die *Halfie*-Position im Zuge eines Klassenüberganges vielmehr die Ambivalenz eines unabgeschlossenen Projekts. Schenken wir Bernd Jürgen Warnekens (2020: 122) Überlegungen für die Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie Glauben, dass „fast alle Forscherinnen *[sic!]* ‚Mittelschichtskinder' sind und keine persönliche Beziehung ‚nach unten' haben“, wäre es durchaus an der Zeit, eine grundsätzlichere Diskussion über die daraus folgenden methodischen Konsequenzen zu führen und die besondere epistemische Innensicht aus einem kulturellen Dazwischen nicht zu idealisieren. Die Beiträge dieser Herausgeberschaft argumentieren am Beispiel ethnografischer Forschungen die Ambivalenz dieses Unterfangens.

In den Perspektiven von Klassenübergänger:innen, Aufsteigenden und *Halfie*s verdichten sich also Erfahrungen und gesellschaftliche Zuschreibungen, die Hinweise auf strukturelle Bedingungen ihrer Konstruktion geben. Strukturelle Faktoren, die Klassenerfahrungen im kulturanalytischen Erkenntnisprozess plausibilisieren, lassen sich aber auch aus einer Perspektive nachvollziehen, die verstärkt auf die materiellen Grundlagen des Navigierens durch die Academia als machtvollen Ort der Wissensproduktion blicken.

Wer in die Danksagungen von zumeist jungen Wissenschaftler:innen zu ihren Monografien hineinliest, wird häufig auf wertschätzende Worte gegenüber der finanziellen Unterstützung bzw. der elterlichen ‚Ermöglichung' des Studiums stoßen. Nur selten ist von (klassenstolzen) Berichten zu lesen, es ohne elterliche Solidarität ‚geschafft' zu haben. Meist sind es jene, die gerne auch über viele Jahre hinweg als wissenschaftlicher ‚Nachwuchs' bezeichnet werden, in prekären Befristungen angestellt sind und Care-Verpflichtungen zu verfolgen haben, für die längere Feldforschungsaufenthalte, das regelmäßige kollegiale Essengehen nach einem Institutskolloquium im Interesse des geforderten Networkings, Kongressteilnahmen etc. ohne Absicherungen aus dem privaten Umfeld – falls überhaupt als solches vorhanden – schlicht nicht machbar sind. In einem kleinen Fach wie der Europäischen Ethnologie werden nicht nur längere Feldaufenthalte außerhalb der eigenen geografischen Lage zum finanziellen Problem, sondern auch der berufliche Einstieg in die Academia: Prae Doc-Stellen sind rar, Anträge bei Drittmittelgebern müssen lange vorbereitet und die damit verbundene Unsicherheit ihrer Bewilligung ausgehalten werden. Stipendien richten sich an jene, die exzellente Leistungen erbringen *und* während ihres Studiums ehrenamtlich ‚engagiert' sind. Dass viele Studierende während ihrer Ausbildung arbeiten müssen, sieht das Modell des Vollzeitstudiums und damit verbundene ECTS-Vergütung nicht vor. Gleichwohl

ist auch über Deutschland hinaus an Universitäten eine grundsätzlich wachsende Aufmerksamkeit für die Relevanz von sozio-ökonomischem Status und sozialer Mobilität festzustellen. Die sich damit beschäftigenden Initiativen beschränken sich allerdings in der Regel auf Schüler:innen und (werdende) Studierende und zielen stärker auf die Assimilation an bestehende Strukturen und – seltener – deren Veränderung ab, als auch systematisch ernst zu nehmen, was Geraldine Van Bueren (2023: 224) „rich and valuable experiences of entering academia with a working-class heritage" nennt, um auch darauf, ein epistemisch ermächtigendes Klassenbewusstsein zu haben, zu referieren:

> „The term ‚socio-economic status', for example, does not provide positive definitions of identity, nor is it seen as autonomy-affirming. For example, I may choose to describe my origins as working class, which is an important facet of my identity, but I do not self-identify as being from a low socio-economic status. There is nothing positive about low socio-economic status, whereas many of us are proud either: (1) to be living working-class lives or (2) of coming from working-class heritages." (ebd.)

Ferner fällt mit einem Promotionsstipendium in der Regel die Möglichkeit weg, wichtige Ansprüche wie beispielsweise auf Arbeitslosenhilfe zu erwerben, was wiederum zu einem Weniger an Sicherheit für die Zeit nach dieser Qualifikationsphase führen kann. Während mit der Figur des Bildungsaufstieges nach wie vor die Vorstellung verbunden ist, der höhere Bildungsgrad ermögliche eine finanziell sichere Zukunft, begeben sich Armutsklassenakademiker:innen mit ihrer Arbeit in der Wissenschaft erneut in einen prekarisierenden Arbeitszusammenhang, der Flexibilität, Mobilität und postfordistisch-entgrenzte Arbeit mitunter als Vorzüge wissenschaftlichen Arbeitens verspricht. Vor dem Hintergrund von für Universitäten typischen Begrifflichkeiten wie etwa der Alma Mater (dt.: gütigen Mutter) oder des Doktorvaters und der Doktormutter spiegelt sich darin gleichsam eine Paradoxie, wie die Europäischen Ethnologinnen Miriam Gutekunst und Alexandra Rau ausführen: Suggeriert doch das „Framing der Elternschaft [...] einen autoritären, erzieherischen und beschützenden Anspruch und verweist erneut auf starre Hierarchien im Universitätssystem, in diesem Falle das Machtverhältnis, das zwischen den intellektuellen Eltern und ihren Kindern implementiert ist" (Gutekunst & Rau 2023: 178). Vor diesem Hintergrund kann die Universität als ein „ideologischer Staatsapparat" (Althusser 1977) verstanden werden, welcher tendenziell die Reproduktion eines *bourgeoise gaze* (Lund 2018) gewährleistet und auf dem neoliberalen Versprechen von Leistungsgerechtigkeit fußt.

Selbstverständlich ist auch die Universität ein möglicher Ort von (Klassen-) Kämpfen und kritischen Interventionen, im Rahmen derer sich „wissenschaftliche Gegenkultur[en]" (Lindner 2001: 26) herausbilden können. Aber als staatlich beauftragte Institution der Zivilgesellschaft ist sie eben nicht darauf ausgelegt, Politisierungsprozesse in Gang zu setzen, welche sich gegen die eigene Hegemonie richten (Althusser 1977). Dementsprechend wird eine kritische und engagierte Wissenschaft, die den Fokus auf die Produktion eines Gegenwissens legt, also auf die Veränderung von Strukturen abzielt und soziale Ungleichheit beseitigen oder zumindest aktiv abbauen möchte (wie beispielsweise die historische Frauenhochschulbewegung; vgl. Metz-Göckel 2019), im universitären Kontext mitunter stark reglementiert und ökonomisiert. So merken auch Beate Binder und Sabine Hess an, es sei zu fragen, „ob eine Wissensproduktion, die in dichter Kooperation mit machtvollen Institutionen geschieht, Wissen hervorbringt, das geeignet ist, emanzipative Handlungsräume zu öffnen und zu sozialer Gerechtigkeit beizutragen" (Binder & Hess 2013: 47).

Klasse in der ethnografischen Forschungspraxis

Für viele Beitragende dieses Special Issues schrieb sich die Erfahrung des Klassenübergangs unmittelbar in die ethnografische Forschungspraxis ein und führte zu einem Gefühl der Orientierungslosigkeit – oder, um es in den Worten Lindners zu sagen: Zu einer „Erfahrung von in-between-ness und out-of-place-ness“ (Lindner 2001: 26). Andere wiederum rückten sie affirmativ als Erkenntnisgewinn in den Vordergrund oder reflektierten sie als nur vermeintlich unmarkierte Größe. Die nachfolgenden Aufsätze begegnen dem forschenden Klassen-Struggle mit objektivierenden Begriffen und Konzepten ebenso wie durch die intensive Auseinandersetzung mit der Frage, wie sich (eigene) biografische Klassenprägungen in den Forschungsprozess schon ab Beginn der Themenwahl eingeschrieben haben.

In ihrem evokativ-autoethnografischen Beitrag *From Practice to Theory and Back Again? How Mixed-Class Backgrounds Shape Academic Trajectories* berichtet **Lydia Arantes** davon, dass sich Klassenprägungen mitunter nicht eindeutig bestimmen lassen, was es aber auch möglich machen könne, sich in unterschiedlichen Milieus ebenso vertraut zu fühlen wie auch produktive Irritationen zu erleben, die sich manchmal erst im Verschriftlichen selbst offenbaren. Als Tochter eines Lehrers für Musik und technisches Werken sowie einer Hausfrau mit Arbeiterklassenhintergrund wuchs sie in zum Teil widersprüchlichen Verhältnissen im österreichischen Vorarlberg auf:

> „[H]er family had all the German literature classics on the bookshelves in the living room, but nobody ever read or discussed them. There were no (intellectual) debates at all. Instead, she and her siblings were encouraged to develop and refine practical skills“ (siehe Arantes in diesem Band).

Die durch ihre Familie vermittelte Affinität zu praktischen Tätigkeiten veranlasste sie dazu, sich einen Studiengang zu suchen, der es ihr erlauben sollte, einen eigenen Bezug zu ihnen herzustellen und Widersprüche somit ein Stück weit einzuhegen: Anthropolog:innen, so Arantes, untersuchen, wie Menschen ihr Leben führen und wie dieses kulturell und sozial geformt ist: Was, so die Autorin, wäre also naheliegender, als ‚echtes Leben‘ zu beforschen, um die vermeintlichen Antagonismen von Theorie und Praxis zu fassen? Am Beispiel ihrer Dissertationsforschung zur Praxis des Strickens spürt sie diesen Suchbewegungen eindrücklich nach.

Auch **Marion Hamm** und **Janine Schemmer** nehmen in ihrem Beitrag eigene biografische Erfahrungen zum Ausgangspunkt, um dem Weg in das Studium der ehemaligen Volkskunde und Empirischen Kulturwissenschaft, der daran anschließenden prekären Phase im jahrelangen ‚Post Doc-Karussell‘ und Forschungserfahrungen, die davon losgelöst nicht verstanden werden können, nachzugehen. Indem sie auf den Erfahrungsbegriff der *Klassenreise* von Betina Aumair und Brigitte Theißl (2020) zurückgreifen, grenzen sie ihre Bahnungen von dem ab, was gemeinhin als Bildungsaufstieg bezeichnet wird. Ihre Reflexionen in *Klasse als performativer Prozess in Ethnografie und Forschungsalltag* brechen mit der Vorstellung, in einem akademischen Milieu anzukommen und betrachten vielmehr die Ambiguität eigener Subjektivierung entlang der Achse des Lebenslaufs und der Anforderungen akademischer Performanz: „Auch wenn viele von uns ihre Andersheit nicht vor sich hertragen – aus dem habituellen Mimikry eine unumwundene Integration in den Schoß der kulturell dominanten Mittelschicht und dann der Alma Mater abzuleiten, wäre ein Trugschluss“, so Hamm und Schemmer in diesem Band. Ethnografie kristallisiert sich in dieser Manier als eine Art und Weise heraus, nicht nur das Bewusstsein über die Situiertheit eines Feldes, sondern auch

über die eigene Positioniertheit zu schärfen und sich gleichsam taktisch und strategisch von der eigenen Klassenbiografie distanzieren zu können. Anhand ihrer Forschungsprojekte zur Transformation von Arbeit im Hamburger Hafen und zur europaweiten Prekarisierungsbewegung zeichnen sie nach, wie ihnen eine teils von der eigenen Klasse reflexiv abstandnehmende ‚sichere' Distanz dabei half, die Logiken ihres Feldes vor dem Hintergrund klassenspezifischer Projektionen und deren Ursachen zu beleuchten.

Wenn ethnografische Studien die eigene Klasse thematisieren, liegt nicht zuletzt aufgrund des rezenten Sichtbarwerdens von international prämierten bis hin zu theatralisch inszenierten klassenbezogenen Erfahrungsberichten und Auto(sozio)biografien von Klassenübergänger:innen aus einem wie auch immer definierten ‚Unten' (Eribon 2016; Stanišić 2019; hooks 2022; Ernaux 2023) die Vermutung nahe, dass es sich um eine Perspektive der von Ausschlüssen betroffenen bzw. ausgebeuteten Klasse handelt.[5] Deutlich seltener wird dabei auch die bislang eher unmarkierte Position des ‚Dazugehörens' kritisch thematisiert. In ihrem Aufsatz *Dismantling the Ethnographer's House. On Mexican Middle Classes and Shopping Malls* begegnet **Carolin Loysa** dieser Leerstelle. Ihre Forschung zur Rolle der Shopping Mall *Angelópolis* – ein staatlich gefördertes Urbanisierungsprojekt in der mexikanischen Großstadt Puebla – wurde nämlich maßgeblich dadurch beeinflusst, dass sie selbst der *Upper Middle Class* angehört und *weiß* sowie europäisch gelesen wird. Auf Audre Lorde (2003) bezugnehmend definiert sie Shopping Malls als *Masters House* und *Masters Tool* und damit als einen Ort, an welchem sich neoliberale Urbanisierungsprozesse strukturell verdichten – und damit auch die Aushandlung von Klassenverhältnissen. Dadurch figuriert die Mall ein Symbol der Moderne und des Fortschritts, an welchem sich die mexikanische *Upper Middle Class* in Szene setzt und ihrer selbst vergewissere. Gleichzeitig erzeugt sie Ausschlüsse, etwa wenn Akteur:innen des Feldes bestimmte Besucher:innen der Mall als phänotypisch nicht ins Bild passend klassifizieren. Mit Blick auf die Marketingstrategien der Mall zeigt Loysa, dass Klassenverhältnisse in diesem lokalen Mikrosetting nur dann verstanden werden können, wenn der Zusammenhang von *Middle Classness* und *Whiteness* Berücksichtigung findet. Den Deutungen der von ihr interviewten Akteur:innen des Feldes folgend begreift die Autorin Klasse als etwas, das sich vorrangig durch geteilte Gewohnheiten und soziale Netzwerke, einen geteilten Lifestyle inklusive geteilter Konsumpraktiken und Habitus auszeichnet. Ausgehend von einer dekolonialen Perspektive reflektiert Loysa nicht nur die eigene Rolle als *weiße* Forscherin aus dem globalen Norden, sondern auch die Rolle der Ethnografie. Sie arbeitet heraus, dass Ethnografie eine historisch gewachsene Praxis ist, in deren Entwicklung Klassismen und Rassismen eingeschrieben waren und es dementsprechend reflexive Strategien wie die Bestimmung der eigenen Klasse brauche, um deren Reproduktion in der Feldforschungspraxis zu verhindern.

Wie unter anderem Rolf Lindner (1981) in *Die Angst des Forschers vor dem Feld* nahelegte, wird Forschenden gerade in Kontexten des statusgruppenbezogenen *Research Down* rasch ein Klassenmisstrauen entgegengebracht. So können die Rolle als Wissenschaftler:in und damit verbundene Vorstellungen von Kopfarbeit problematisiert werden und mitunter kann auch die Sinnhaftigkeit sowie Aufrichtigkeit des eigenen Tuns infrage gestellt sein. Lindner stellt fest, der Sozialtyp ‚Forscher' erinnere „durch Habitus und Gestik, Sprechweise und Auftreten etc. an bestimmte Sozialtypen, mit denen ‚man seine Erfahrungen gemacht hat'"

[5] Viele dieser Erzählungen wurden innerhalb der vergangenen zehn Jahren ins Deutsche übersetzt, sind jedoch teilweise bereits erheblich früher erschienen, so etwa Annie Ernaux' *Die leeren Schränke* (2023; ursprünglich 1974) oder bell hooks' *Die Bedeutung von Klasse* (2022; ursprünglich 2000).

(Lindner 1981: 58–59). An Konzepte von Klassenvertrauen und -misstrauen anknüpfend, beleuchtet **Natalia Picaroni-Sobrado** mit Blick auf ihre Feldforschungserfahrungen, inwiefern klassenspezifische Selbst- und Fremdkategorisierungen die eigene Forschung und daran geknüpfte Wissensproduktion hemmen aber auch voranbringen können. Das Herzstück ihres Beitrags *„Sie dürfen nicht schwarzfahren, Frau Magistra!“. Überlegungen zur Klassendimension zwischen Alltagsleben und ethnografischer Forschungspraxis* bilden drei ethnografische Vignetten, die zeigen, wie sich die Autorin während ihrer teilnehmenden Beobachtungen mit marginalisierten Gruppen in Chile und Uruguay ganz konkret in intersektionalen Klassenverhältnissen positioniert hat und wie sie von ihren Forschungspartner:innen in diesen positioniert wurde. Beispielsweise wurde sie aufgrund ihres Essverhaltens eingeladen, in ein Familienhaus zu ziehen, anstatt allein in einer Gemeinschaftshütte der Indigenen Gemeinschaft auf der Insel Chiloé zu wohnen. Dass sie das ihr angebotene Essen gerne aß, führte ihre Forschungspartner:innen dazu, die Forscherin nicht einer ihnen entgegenstehenden Klasse zuzuordnen: Die Praxis, wenig zu essen beziehungsweise das angebotene Essen nicht anzunehmen, assozierten sie vielmehr mit Menschen, die nie Hunger oder Armut erfahren mussten und auf diese Weise mit ausbeuterisches Großgrundbesitzenden. Picaroni-Sobrados Interaktion mit den in Fischerei und Landwirtschaft tätigen Arbeiterinnen, für die sie als Tausch für die Möglichkeit, bei und mit ihnen zu forschen, regelmäßig Yogastunden gab, führte dagegen zu anderen irritierenden Differenzerfahrungen: So wurde sie von ihnen nicht als eine armutserfahrene, sondern als eine ‚feine Frau‘ eingestuft, was zur Irritation ihres eigenen Klassenbildes führte und sie die Notwendigkeit einer stärkeren De-Essentialisierung ihrer Vorannahmen erkennen ließ. Zu ihren klassenbedingten und durch die Feldforschung irritierten Vorannahmen zählte, dass sie beispielsweise das Angebot Yoga zu unterrichten aufgrund der Annahme, dies sei für die Menschen in Indigenen Kontexten ‚unangemessen‘, lange Zeit zurückhielt. Die Berücksichtigung wechselseitiger Interpretationen, im Zuge derer Forscher:innen und Akteur:innen mal als ‚die Anderen‘, mal als ‚Dazugehörige‘ konstruiert werden (Bereswill 2003), ist für eine gelingende Forschungspraxis also essenziell. Schließlich lässt die Reflektion dieser Erfahrungsmomente weitreichende Erkenntnisse und Rückschlüsse über die lokalen und globalen Artikulationen der Auseinandersetzungen um soziale Ungleichheiten zu.

Sehr lokalspezifisch hingegen ist im deutschsprachigen Raum seit den 2010er Jahren wieder verstärkt von Klassismus als einer Diskriminierungsform die Rede. Dies habe insbesondere in marxistisch argumentierenden Kontexten zu großen Verwerfungen und Kritik am dezidiert identitätstheoretischen Anliegen der Vertreter:innen des Klassismus-Ansatzes geführt, so **Stefan Wellgraf** in seinem Beitrag *Klasse und/oder Klassismus? Zum Umgang mit einer begrifflichen Differenz*. Dass die Europäische Ethnologie und ihre Nachbardisziplinen allerdings bestens dazu geeignet sind, diese beiden Ansätze, die sich gegenseitig entweder einen zu starken Kulturalismus oder einen Universalanspruch der für Erfahrung wenig sensiblen strukturalistischen Theorien vorwerfen, miteinander zu verbinden, reflektiert Wellgraf am Beispiel seiner Forschungen in Hauptschulkontexten. Seine Spurensuche durch den ethnografischen Prozess bis hin zur Verschriftlichung und den dabei gewählten Begriffen führt vor Augen, dass die Erfahrung von Klasse nicht erst im Theoriegewand eine Berechtigung hat und umgekehrt theoretische Zugriffe dazu beitragen können, eine eher intuitive Benennungspraxis zu konkretisieren.

Anmerkungen

Wir bedanken uns bei allen Autorinnen und Autoren für ihre konstruktiven und persönlichen Beiträge zu dieser Gastherausgeberschaft, mit denen sie hoffentlich nicht nur zum Abbau von Tabus beitragen, sondern auch den Stein für eine breitere Diskussion zur Rolle der Klasse in der ethnografischen Forschungspraxis ins Rollen bringen. Außerdem gilt unser Dank Kathrin Eitel und der ganzen Redaktion von Kulturanthropologie Notizen und nicht zuletzt unseren Kolleg:innen, die zum Gelingen dieses Heftes beigetragen haben: Helen Ahner, Laura Bäumel, Moritz Ege, Valeska Flor, Miriam Gutekunst und Lisa Riedner.

Literatur

Abou, Tanja (2020): Prololesben und Arbeiter*innentöchter. Interventionen in den feministischen Mainstream der 1980er- und 1990er-Jahre. In: Seeck, Francis & Brigitte Theißl (Hgs.), Solidarisch gegen Klassismus. Organisieren, intervenieren, umverteilen. Münster: Unrast, 97–106.

Abu-Lughod, Lila (1996): Gegen Kultur Schreiben. In: Ilse Lenz, Andrea Germer & Brigitte Hasenjürgen (Hgs.), Wechselnde Blicke. Frauenforschung in internationaler Perspektive. Opladen: Leske + Budrich, 14–45. https://doi.org/10.1007/978-3-663-11818-3_2

Althusser, Louis (1977): Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie. Hamburg & Westberlin: VSA.

Altieri, Riccardo & Bernd Hüttner (Hgs.) (2021): Klassismus und Wissenschaft. Marburg: BdWi-Verlag.

Aumair, Betina & Brigitte Theißl (Hgs.) (2020): Klassenreise. Wie die soziale Herkunft unser Leben prägt. Wien: ÖGB.

Beck, Ulrich (1983): Jenseits von Klasse und Stand? Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten. In: Reinhard Kreckel (Hg.), Soziale Ungleichheiten. Göttingen: Schwartz & Co, 35–74.

Becker, Brigitte, Katharina Eisch-Angus, Marion Hamm, Ute Karl, Judith Kestler, Sebastian Kestler-Joosten, Ulrike A. Richter, Sabine Schneider, Almut Sülzle & Barbara Wittel-Fischer (2017): Die reflexive Couch. Feldforschungssupervision in der Ethnographie. In: Jochen Bonz, Katharina Eisch-Angus, Marion Hamm & Almut Sülzle (Hgs.), Ethnografie und Deutung. Wiesbaden: Springer VS, 59–83. https://doi.org/10.1007/978-3-658-15838-5_3

Binder, Beate & Sabine Hess (2013): Eingreifen, kritisieren, verändern. Genealogien engagierter Forschung in Kulturanthropologie und Geschlechterforschung. In: Beate Binder, Friedrich von Bose, Katrin Ebell, Sabine Hess & Anika Keinz (Hgs.), Eingreifen, Kritisieren, Verändern!? Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch. Münster: Westfälisches Dampfboot, 22–54.

Boltanski, Luc & Ève Chiapello (2003): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz: UVK.

Bönisch-Brednich, Brigitte (2012): Autoethnografie. Neue Ansätze zur Subjektivität in kulturanthropologischer Forschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 108, 47–63.

Bourdieu, Pierre (1987a): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1987b): What Makes a Social Class? On the Theoretical and Practical Existence of Groups. In: Berkeley Journal of Sociology 32, 1–17.

Bourdieu, Pierre (1993): Narzißtische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität. In: Eberhard Berg (Hg.), Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 365–373.

Bourdieu, Pierre (1998): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Brinkel, Teresa (2008): Forschende im Fokus. Zu den Potentialen und Problemen der Wissensforschung in den Kulturwissenschaften. In: Anthropos 103, 527–539. https://doi.org/10.5771/0257-9774-2008-2-527

Candeias, Mario (2021): Crashkurs Klassenanalyse. In: Ders. (Hg.), KlassenTheorie. Vom Making und Remaking. Hamburg: Argument, 9–36.

Dahrendorf, Ralf (1975): Die Denunziation der Aufklärung. In: Die Zeit, 28.03.1975. https://www.zeit.de/1975/14/die-denunziation-der-aufklaerung. Letzter Zugriff: 30.03.2024.

Dörre, Klaus (2021): Ausschluss, Prekarität, (Unter-)Klasse – theoretische Konzepte und Perspektiven. In: Roland Anhorn & Johannes Stehr (Hgs.), Handbuch Soziale Ausschließung und Soziale Arbeit. Wiesbaden: Springer VS, 255–289. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19097-6_4

Ege, Moritz (2013): „Ein Proll mit Klasse". Mode, Popkultur und soziale Ungleichheit unter jungen Männern in Berlin. Frankfurt & New York: Campus.

Ege, Moritz (2021): Konjunktur/Konstellation. In: Peter Hinrichs, Martina Röthl & Manfred Seifert (Hgs.), Theoretische Reflexionen. Perspektiven der Europäischen Ethnologie. Berlin: Dietrich Reimer, 177–194.

El-Mafaalani, Aladin (2017): Sphärendiskrepanz und Erwartungsdilemma. Migrationsspezifische Ambivalenzen sozialer Mobilität. In: Zeitschrift für Pädagogik 63, 708–725. https://doi.org/10.25656/01:18823

Eribon, Didier (2016): Rückkehr nach Reims. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Ernaux, Anni (2023): Die leeren Schränke. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Evans, Gillian (2017): Social Class And The Cultural Turn. Anthropology, Sociology And The Post-Industrial Politics of 21st Century Britain. In: The Sociological Review 65, 88–104. https://doi.org/10.1177/0081176917693549

Fraser, Nancy (1992): Rethinking the Public Sphere. A Contribution to the Critique of Actually Existing Democracy. In: Craig Calhoun (Hg.), Habermas and the Public Sphere. Cambridge: MIT, 109–142.

Gaillinger, Felix (2021): Ungeniert und privilegiert?! Das Dilemma einer Debatte um ‚Klassismus nach oben'. In: Forum Wissenschaft BdWi 4/2021, 35–39.

Gaillinger, Felix (2022): Um den Unterhalt kämpfen! Junge Volljährige im Rechtsstreit gegen ihre Väter. München: Utzverlag.

Gilbert, Jeremy (2019): Das Kulturelle in politischen Konjunkturen. In: Zeitschrift für Kulturwissenschaften 13/2, 104–114. https://doi.org/10.14361/zfk-2019-130211

Granfield, Robert (1991): Making It By Faking it. Working-Class Students in an Elite Academic Environment. In: Journal of Contemporary Ethnography 20/3, 331–351. https://doi.org/10.1177/089124191020003005

Gutekunst, Miriam & Alexandra Rau (2023): Nachwuchswissenschaftlerin. In: Daniel Habit, Christiane Schwab, Moritz Ege, Laura Gozzer & Jens Wietschorke (Hgs.), Kulturelle Figuren. Ein empirisch-kulturwissenschaftliches Glossar. Münster: Waxmann, 177–184.

Hall, Stuart & Back, Les (2009): At Home and Not at Home. Stuart Hall in Conversation with Les Back. In: Cultural Studies 23, 658–688.

Hall, Stuart (2000): Das theoretische Vermächtnis der Cultural Studies. In: Ders. (Hg.), Cultural Studies. Ein politisches Theorieprojekt. Ausgewählte Schriften 3. Hamburg: Argument, 34–51.

Hall, Stuart (2020): Vertrauter Fremder. Ein Leben zwischen zwei Inseln. Hamburg: Argument.

hooks, bell (2022): Die Bedeutung von Klasse. Münster: Unrast.

Jaquet, Chantal (2018): Zwischen den Klassen. Über die Nicht-Reproduktion sozialer Macht. Paderborn: Konstanz University Press.

Kaschuba, Wolfgang (1991): Arbeiterkultur heute. Ende oder Transformation?. In: Wolfgang Kaschuba, Gottfried Korff & Bernd Jürgen Warneken (Hgs.), Arbeiterkultur seit 1945 – Ende oder Veränderung? 5. Tagung der Kommission "Arbeiterkultur" in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Tübingen, 31–57.

Kaschuba, Wolfgang (2003): Einführung in die Europäische Ethnologie. München: C. H. Beck.

Kemper, Andreas & Heike Weinbach (2009): Klassismus. Eine Einführung. Münster: Unrast.

Klaß, Anna (2024): „Das Ergebnis steht halt noch nicht fest". Queere und feministische Praktiken des Flirtens im Zeitalter von #MeToo. München: Utzverlag.

Koch, Gertraud & Bernd Jürgen Warneken (2014): oben_unten. Bilder vom Leben der Anderen. In: Hamburger Journal für Kulturanthropologie 1, 3–6. https://doi.org/10.15496/publikation-1413

Koch, Gertraud & Bernd Jürgen Warneken (2017): Sozialbeziehungen zwischen Arm und Reich. In: Hamburger Journal für Kulturanthropologie 6, 3–9.

Lange-Vester, Andrea & Tobias Sander (Hgs.) (2016): Soziale Ungleichheiten, Milieus und Habitus im Hochschulstudium. Weinheim: Beltz Juventa.

Leimgruber, Walter (2023): Aufsteiger(:in?). In: Daniel Habit, Christiane Schwab, Moritz Ege, Laura Gozzer & Jens Wietschorke (Hgs.), Kulturelle Figuren. Ein empirisch-kulturwissenschaftliches Glossar. Münster: Waxmann, 41–47.

Lindner, Rolf (1981): Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozeß. In: Zeitschrift fuїr Volkskunde 77, 51–66.

Lindner, Rolf (1996): Arbeiterkultur und Authentizität. In: Wolfgang Kaschuba, Thomas Scholze & Leonore Scholze-Irrlitz (Hgs.), Alltagskultur im Umbruch. Weimar, Köln & Wien: Böhlau, 71–82.

Lindner, Rolf (2001): „Zwei oder drei Dinge, die ich über Kultur weiß…". Eine Reprise. In: Rolf Wilhelm Brednich, Annette Schneider & Ute Werner (Hgs.), Natur – Kultur. Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt. Münster: Waxmann, 16–27.

Lorde, Audre (2003): The Master's Tools Will Never Dismantle the Master's House. In: Reina Lewis & Sara Mills (Hgs.), Feminist Postcolonial Theory. A Reader. Edinburgh: Edinburgh University Press, 25–28.

Lund, Anna (2018): Time, Memory And Class. In: Ethnography 19, 548–564. https://doi.org/10.1177/1466138118780863

Maclean, Chloe (2022): Rise with Your Class, not Out of Your Class. Auto-Ethnographic Reflections on Imposter Syndrome and Class Conflict in Higher Education. In: Michelle Addison, Maddie Breeze & Yvette Taylor (Hgs.), The Palgrave Handbook of Impostor Syndrome in Higher Education. Basingstoke: Palgrave Macmillan, 159–172. https://doi.org/10.1007/978-3-030-86570-2_10

Marchart, Oliver (2018): Cultural Studies. München: UKV Verlag. https://doi.org/10.36198/9783838549965

Metz-Göckel, Sigrid (2019): Frauenhochschulbewegung. Selbstermächtigung und Wissenschaftskritik. In: Beate Kortendiek, Birgit Riegraf & Katja Sabisch (Hgs.), Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden: Springer VS, 1033–1042. https://doi.org/10.1007/978-3-658-12496-0_116

Meulenbelt, Anja (1988): Scheidelinien. Über Sexismus, Rassismus und Klassismus. Reinbeck: Rowohlt Verlag.

Mignolo, Walter (2009): Epistemic Disobedience, Independent Thought and Decolonial Freedom. In: Theory, Culture & Society 26, 159–181. https://doi.org/10.1177/0263276409349275

Möller, Christina, Markus Gamper, Julia Reuter & Frerk Blome (2020): Vom Arbeiterkind zur Professur. Gesellschaftliche Relevanz, empirische Befunde und die Bedeutung biographischer Reflexionen. In: Julia Reuter, Markus Gamper, Christina Möller & Frerk Blome (Hgs.), Vom Arbeiterkind zur Professur. Sozialer Aufstieg in der Wissenschaft. Bielefeld: Transcript, 9–64. https://doi.org/10.14361/9783839447789-001

Möller, Christina (2018): Prekäre Wissenschaftskarrieren und die Illusion der Chancengleichheit. In: Mike Laufenberg, Martina Erlemann, Maria Norkus & Grit Petschik (Hgs.), Prekäre Gleichstellung. Geschlechtergerechtigkeit, soziale Ungleichheit und unsichere Arbeitsverhältnisse in der Wissenschaft. Wiesbaden: Springer VS, 257–278. https://doi.org/10.1007/978-3-658-11631-6_11

Montanari, Johanna (2023): Kuratierte Öffentlichkeit. Eine postkoloniale Ethnografie journalistischer Praxis in Jordanien. Bielefeld: Transcript. https://doi.org/10.1515/9783839468753

Moser, Johannes & Simone Egger (Hgs.) (2019): The Vulnerable Middle Class? Strategies of Housing in Prospering Cities. München: Utzverlag.

Nimführ, Sarah & Martina Blank (2023): Kollaboratives Schreiben mit Personen aus dem Feld. Annäherungen an eine dekoloniale Wissensproduktion. In: Martina Blank & Sarah Nimführ (Hgs.), Writing Together. Kollaboratives Schreiben mit Personen aus dem Feld. Bielefeld: Transcript, 9–30. https://doi.org/10.14361/9783839463994-001

Pakulski, Jan (2009): Foundations of a Post-Class Analysis. In: Erik Olin Wright (Hg.), Approaches to Class Analysis. Cambridge: Cambridge University Press, 152–179. https://doi.org/10.1017/CBO9780511488900.007

Pincus, Fred & Nathalie Sokoloff (2008): Does „Classism“ Help Us to Understand Class Oppression?. In: Race, Gender & Class 15, 9–23.

Ploder, Andrea & Jana Stadlbauer (2013): Autoethnographie und Volkskunde? Zur Relevanz wissenschaftlicher Selbsterzählungen für die volkskundlich-kulturanthropologische Forschungspraxis. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 116, 373–404.

Ploder, Andrea (2021): Evokative Autoethnografie. In: Marc Dietrich, Irene Leser, Katja Mruck, Paul Sebastian Ruppel, Anja Schwentesius & Rubina Vock (Hgs.), Begegnen, Bewegen und Synergien stiften. Transdisziplinäre Beiträge zu Kulturen, Performanz und Methoden. Wiesbaden: Springer VS, 155–172. https://doi.org/10.1007/978-3-658-33632-5_9

Reilly, Iona Burnell (Hg.) (2023): The Lives of Working Class Academics. Getting Ideas Above Your Station. Bingley: Emerald Publishing Limited. https://doi.org/10.1108/9781801170574

Reuter, Julia, Markus Gamper, Christina Möller & Frerk Blome (Hgs.) (2020): Vom Arbeiterkind zur Professur. Sozialer Aufstieg in der Wissenschaft. Autobiographische Notizen und soziobiographische Analysen. Bielefeld: Transcript. https://doi.org/10.14361/9783839447789

Roßhart, Julia (2016): Klassenunterschiede im feministischen Bewegungsalltag. Antiklassistische Interventionen in der Frauen- und Lesbenbewegenung der 80er und 90er Jahre in der BRD. Berlin: w_orten & meer.

Schelsky, Helmut (1965): Die Bedeutung des Schichtungsbegriffes für die Analyse der gegenwertigen deutschen Gesellschaft (1953). In: Ders. (Hg.), Auf der Suche nach Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze. Düsseldorf & Köln: Diederichs, 331–336.

Schneider, Ingo (2021): Verantwortung. In: Peter Hinrichs, Martina Röthl & Manfred Seifert (Hgs.), Theoretische Reflexionen. Perspektiven der Europäischen Ethnologie. Berlin: Dietrich Reimer, 35–51.

Skeggs, Beverley & Vik Loveday (2012): Struggles for Value. Value Practices, Injustice, Judgement, Affect and the Idea of Class. In: The British Journal of Sociology 63, 472–490. https://doi.org/10.1111/j.1468-4446.2012.01420.x

Skeggs, Beverley (2004): Class, Self, Culture. London: Routledge.

Skeggs, Beverley (2005): The Making of Class and Gender through Visualizing Moral Subject Formation. In: Sociology 39, 965–982. https://doi.org/10.1177/0038038505058381

Smith, Raymond T. (1984): Anthropology and the Concept of Social Class. In: Annual Review of Anthropology 13, 467–494.

Speck, Sarah (2018): Paradoxien der Gleichheit. Widersprüchliche Verkehrungen in zeitgenössischen Geschlechterverhältnissen. In: Barbara Rendtorff, Birgit Riegraf & Claudia Mahs (Hgs.), Struktur und Dynamik. Un/Gleichzeitigkeiten im Geschlechterverhältnis. Wiesbaden: Springer VS, 65–96. https://doi.org/10.1007/978-3-658-22311-3_5

Spoerhase, Carlos (2018): Aufstiegsangst. Zur Autosoziobiographie des Klassenübergängers. In: Chantal Jaquet (Hg.), Zwischen den Klassen. Über die Nicht-Reproduktion sozialer Macht. Paderborn: Konstanz University Press, 231–253.

Spoerhase, Carlos (2024): Literarische Besteckszenen. Über den sozialen Aufstieg mit Messer und Gabel. In: Merkur 897, 66–74.

Stamm, Margrit (Hg.) (2019): Arbeiterkinder und ihre Aufstiegsangst. Probleme und Chancen von jungen Menschen auf dem Weg nach oben. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich.

Stanišić, Saša (2019): Herkunft. München: Luchterhand.

Thompson, E. P. (1959): Commitment in Politics. In: Universities & Left Review 1, 50–55.

Van Bueren, Geraldine (2023): Enriching Universities and Scholarship by Prohibiting Class Discrimination. In: Iona Burnell Reilly (Hg.), The Lives of Working Class Academics. Getting Ideas Above Your Station. Bingley: Emerald Publishing Limited, 223–227. https://doi.org/10.1108/978-1-80117-057-420221017

Warneken, Bernd Jürgen (2019): Rechts liegen lassen? Über das europäisch-ethnologische Desinteresse an der Lebenssituation nichtmigrantischer Unter- und Mittelschichten. In: Timo Heimerdinger & Marion Näser-Lather (Hgs.): Wie kann man nur dazu forschen? Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie. Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde 29: Wien, 117–130.

Wellgraf, Stefan (2012): Hauptschüler. Zur gesellschaftlichen Produktion von Verachtung. Bielefeld: Transcript. https://doi.org/10.14361/transcript.9783839420539

Wietschorke, Jens (2012): Beziehungswissenschaft. Ein Versuch zur volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Epistemologie. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXVI, 325–359.

Wietschorke, Jens (2019): "Impostors in the Ivory Tower". Zur wissenschaftlichen Performanz von Bildungsaufsteiger/innen. In: Thomas Etzemüller (Hg.): Der Auftritt. Performanz in der Wissenschaft. Bielefeld: Transcript, 75–92. https://doi.org/10.1515/9783839446591-004
Willis, Paul (1977): Learning to Labour. How Working Class Kids Get Working Class Jobs. Farnborough: Saxon House.
Wright, Erik Olin (Hg.) (2009a): Approaches to Class Analysis. Cambridge: Cambridge University Press. https://doi.org/10.1017/CBO9780511488900
Wittel, Andreas & Bernd Jürgen Warneken (1997): Die neue Angst vor dem Feld. Ethnographisches research up am Beispiel der Unternehmensforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 93, 1–16.
Wright, Erik Olin (2009b): Conclusion. If "Class" Is the Answer, What Is the Question? In: Ders. (Hg.), Approaches to Class Analysis. Cambridge: Cambridge University Press, 180–192. https://doi.org/10.1017/CBO9780511488900.008
Wright, Erik Olin (2009c): Understanding Class. Towards an Integrated Analytical Approach. In: New Left Review 60, 101–116.
Wright, Erik Olin (2023): Warum Klasse zählt. Berlin: Suhrkamp.
Zitelmann, Rainer (2020): Upward classism. Prejudice and stereotyping against the wealthy. Economic Affairs 40, 162–179. https://doi.org10.1111/ecaf.12407

Autor:inneninformation

Felix Gaillinger ist wissenschaftlicher Mitarbeiter (Univ. Ass. „Prae Doc") am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien. Dort promoviert er zur Produktion und Erfahrung urbaner Öffentlichkeiten und Gegenöffentlichkeiten am Gegenstand des Sitzens. Seit 2022 ist er Co-Sprecher des Netzwerks kulturwissenschaftliche Stadtforschung und seit 2024 Research Affiliate der Forschungsplattform „The Challenge of Urban Futures. Governing the Complexities in European Cities". Derzeit leitet er das Third Mission-Projekt „Städtische Stuhlversammlungen zur kritischen Öffentlichkeitsproduktion" in Kooperation mit dérive (Radio für Stadtforschung) und dem Wien Museum. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören ferner Klassenanalyse, italienische Philologie, Verwandtschaftsforschung und Rechtsanthropologie. Jüngste Publikation: Gaillinger, Felix: Verletzbarkeit im Umgang mit Un/Recht. Überlegungen zur Praxis des Unterhaltskonflikts. In: Camilla Angeli et al. (Hgs.): Schauplätze der Verletzbarkeit. Kritische Perspektiven aus den Geistes- und Sozialwissenschaften (De Gruyter, 2024).

Anna Klaß ist politische Bildnerin und Pädagogin bei einem Münchner Bildungskollektiv. Dort beschäftigt sie sich derzeit mit Fragen von (Anti-)Diskriminierung sowie Demokratie und Teilhabe und ihrer pädagogischen Vermittlung. Klaß studierte Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie, Italianistik und Sprache, Literatur, Kultur an der LMU München, der Università di Bologna und der Universität Wien. Ihre Interessensschwerpunkte sind Queer - und Gender Studies, Protest- und Bewegungsforschung, Emotionsanthropologie und Theorien sozialer Ungleichheit. Jüngste Publikation: Klaß, Anna: "Das Ergebnis steht halt noch nicht fest". Queere und feministische Praktiken des Flirtens im Zeitalter von #MeToo (Utzverlag, 2024).

https://doi.org/10.21248/ka-notizen.86.41

From Practice to Theory and Back Again? How Mixed-Class Backgrounds Shape Academic Trajectories

Lydia Maria Arantes

Abstract

"Academics don't have any idea of real life" was often directed towards my son-of-peasants father who was the only academic to marry into my mother's family. My mother, who is descended from peasants and whose older siblings were working on factory shop floors, turned into a stay-at-home mother, which shaped me and my siblings into kids with a (para-)working-class background and a middle-class gender habitus. Having been socialised at a crossroads of peasant, (ascending to) middle and working class, the resulting friction between theory and practice (also described by Willis 1977) came to build itself into the way I think and work to this day, now an Assistant Professor at an Austrian university. Engaging in an internal dialogue and deliberately refraining from delivering my insights on a silver platter, I take the reader with me on the journey of trying to understand my class (non-)belonging. This journey also entails tracing back my fear of corrupting real life with social theory and might irritate the reader at times. By re-reading and re-framing field notes from my PhD research on knitting, I ultimately carve out how the frictions mentioned managed to reinsert themselves into my ethnographic research practice. Finding their continuation in antagonisms such as mind and body or science and real life, I reflect on how these frictions and their effects become intelligible through a reflection of my class (non-)belonging.

Keywords: autoethnography, theory/practice dichotomy, class identity, gender, craft

Dr. Lydia Maria Arantes, Department of Cultural Anthropology and European Ethnology, University of Graz, Graz, Austria

---

Imbroglio

"As if I were falling down a rabbit hole!" That's what she would say if anybody asked her how she was feeling at the moment. Her jaw hurts from the tension it seems to have had to process during the last nights. Her body is tense from the emotional turmoil she has been going through in the last few days. Breathing seems hard and unnatural, as if she had to take each breath consciously. How to write an article while constantly having to remember to breathe?

It had made complete sense to contribute a chapter reflecting on how social class shapes ethnographic research. She had already been wondering about this anyway, just a few months before the call came out. Why not take this chance and finally go the whole hog?

This would not be the first time she would consciously use her Self as epistemic medium in order to uncover larger societal and cultural issues as she had been a member of the ethno-psychoanalytical interpretation group at the department for six years. However, due to changes in her role at the department, she had to give up the group. Maybe this is why she spent the last Wednesday seeking out her colleagues and spinning her stories through conversations with them one after the other in order to make sense of the chaos inside?

She had been putting it off for weeks, trying to reach her Self while running away from it. Figuring out in which ways her social class background shapes her intellectual and personal trajectory as an ethnographer first and foremost meant identifying her class identity beforehand. "But where do I belong?", she wonders.

An auto(socio)biography would have to precede the autoethnography, she realizes. Born and raised in Vorarlberg[1] and having spent half of her life away from her once-home, mostly on the other side of Austria, she sometimes wonders, how much being from Vorarlberg shapes somebody, even if they do not live there anymore. The fact that Vorarlberg is heavily industrialised sometimes disguises its rural characteristics and the role they play in one's view of the world. Rurality, here, is not referred to as a kind of remoteness from urban centres (of work and entertainment). Rurality means being confined to a more one-sided perspective on the world. Counter-culture or alternative perspectives on how our society is or could be organised were hardly heard of in her youth. Even now, she at times wonders how she could be brought up in such a conservative way when her parents grew up during the hippie era. How was this possible? Did they live in a parallel world?

Another aspect of her Vorarlberg heritage that shapes her strongly to this day, is that she first learnt to speak in dialect. German feels like a second language to her. In academic teaching, combatting the resulting feeling of inferiority has been one of her biggest challenges in order to feel up to the game, she usually admits.

The path down this particular rabbit hole began when she started looking into her 'ethnic' background as being a Walser. The Walser were the people who populated the high-altitude regions in Vorarlberg from the 14th century onwards. Popular knowledge has it that they were tough people. They probably had to be as farming this steep land was quite challenging. They are said to be very persistent and hard-working. Her ancestors, including the generation of her (grand)parents, are Walser[2], they grew up in very remote Alpine villages and lived strenuous, humble lives. She ordered book after book about the Walser from the university library, well aware that she was getting lost before she was getting started. And before she knew it, her grandmother's war-torn autobiography turned up in her literature search.

---

[1] Vorarlberg is the westernmost federal state of Austria (roughly the size of Luxembourg) and a region shaped by the Alps which seems rural due to its mostly peasant population until a few decades ago. It is, however, also one of the most industrialized and densely populated regions in central Europe and shares borders with Switzerland, Liechtenstein and Southern Germany, making it a well-off federal state. Vorarlberg is, furthermore, the only federal state whose inhabitants speak Alemannic dialects in everyday life (as well as south-east Germany and the German-speaking part of Switzerland).

[2] In this context, this means that they grew up in the Walsertal (not to be confused with the special legal status – as Freemen – the Walser people enjoyed in the late Middle Ages). Walsertal here refers to the Great Walser Valley located in the heart of Vorarlberg. It's a misleading denomination as the valley part is not habitable because it is too narrow. Settlements are situated only on the steep mountains the valley is comprised of.

"I came across an article about Omile and her brother and fiancé", she told her mother on the phone. Omile – a diminutive of *Oma*, German for Grandmother – is how they used to call her because she was very petite. Roughly twenty years ago she had helped her mother proof-read Omile's autobiography after her mother had typewritten it.[3] Her family had known about Omile's suffering during the war. She was imprisoned in Munich after she had given birth to her first child because her brother and fiancé had deserted from the army in 1943 and were then executed in Graz in 1944. A decade later, her husband, two years her junior and just returned marked by his experiences during the war, and the first four children barely survived the Avalanche Winter of 1954 in the Walsertal. The avalanche hit their rented house[4] while Omile and her children were waiting for her husband who had been helping to find two buried children to return. They managed to escape by the only window not blocked by the snow, but they lost their home and livelihood forcing them to move away from the mountains into a village outside of the valley where access to work was easier.

Omile was almost eighty years old when her account was printed on paper and began to be shared beyond her extended family. Only now she realises that Omile's woebegone story still keeps on living in academic literature on anti-National Socialist resistance, in monuments for resistance fighters, in documentaries, in exhibitions.

"But where is all this going?", she wonders, with a touch of despair. "How will I ever reach the question of social class?" It was the conversation over the phone with her mother that gave her a glimpse of where to go. Remembering their – despite all the suffering – cheeky and cheerful grand/mother gave way to a communicative space in which they could talk about how both women were shaped by post-war and post-avalanche scarcity, both of which forced former peasants to find a (first) footing in the uneducated working class.

Her mother, Erika, the sixth of eight children, at age fifteen had not even finished her mandatory school years when her father had already found her a place to work. Erika had always wanted to become a nurse, but they needed money and work was the only way to get it. She was not even allowed to learn to play the guitar. "A woman does not need this for her life as a future wife", she had been told. "This is not going to happen to my children", was Erika's younger self's resolution.

It was natural for her as a high school kid to wonder what she might end up studying, getting a degree was simply taken for granted. During her years at the music high school, she wanted to become a graphic designer, a fashion designer, an architect, a sound engineer. Eventually, after spending one year abroad in Australia, paying for her livelihood by working in an Italian café, and taking private music lessons at the city's music university, she surprisingly opted for a career as an orchestral oboe player and studied at different music universities in central Europe. Cutting a long story short, health issues forced her to abandon her music studies and finally made her an accidental anthropologist.

The fact that it seems so difficult for her to pin down her class identity is most probably linked to a feeling of being somewhat classless, not determined by class, or better: not deter-

[3] Omile had been encouraged to write her autobiography (Burtscher 2015) by her eldest son and had been invited to tell her story at the radio show *Die Drehorgel* at the Vorarlberg branch of the Austrian Public Service Broadcasting Station (ORF) in 1996. The book is called: *Meine Lebensgeschichte* and was published by the local municipality within their historical series in 2005. Meanwhile it has been expanded and reprinted another three times.

[4] The rent consisted of mowing the lawns surrounding the house.

mined by any one class in particular and, as such, being conflicted in terms of class belonging. Ambiguous elements certainly made their way into everyday bodily gestures. Her father's family, some of whom were moving towards the middle class, were (rather dogmatically) practicing Catholics. As a result, her parents and siblings spent every Sunday morning and religious holidays at church up until she was twenty. They made a habit of greeting family members with a strong handshake and a friendly smile, but still keeping some distance. Her mother's family who had found a foothold in the working class, in contrast, lived religion either very pragmatically and with a dash of humour or did not go to church at all. In personal interactions, they took a much more intimate approach. Not only did she hug her aunts, uncles and grandparents, they also exchanged kisses on the mouth when meeting and embracing each other. As a child, the difference was merely noted, lived and habitually kept alive. There were times when she started to wonder how these habitual differences came into existence. But this wonder about what the anthropologist in her might call conflicted habitus never led to a reflection in terms of class belonging, although it very well might have.

Instead, she still feels class as a marker of different milieu positions was invisible to her. She did not feel any less or any more than any of her peers. Where did this (non-)feeling come from? How could anyone feel classless? Didn't this point towards a somewhat privileged position in itself?

Her mother's family had to emigrate from the valley and ended up in work that was available for them at the time: The first four of her mother's siblings throughout the years mostly worked in factories (as did their future spouses), e.g., as seamstress in the booming textile industry, in production at the Liebherr factory in the village, in the nearby food production plant, on the production line of an international dental company across the border etc.; the fifth child became a recorder teacher at the regional music school. Her own mother, Erika, ultimately became a bank clerk (trained on the job). The remaining two siblings were allowed to begin an apprenticeship for a proper profession, however, one of them still ended up in factory work. Work was chosen over education, but the youngest siblings did have more choice in their professional trajectories than the older ones. Social mobility slowly made its way into the family, one sibling after the other.

Her father's family were also peasants from a remote village in Vorarlberg located roughly 1000m above sea level. For them, education had a higher priority. Her father's mother, back in the 1920s, trained to become a weaver in Tyrol. Her father's paternal family line, on the other hand, was proud to already have raised priests as well as teachers throughout the previous generations. As the first-born, her (paternal) grandfather was forced to take over the small (mainly self-sufficient) Alpine farm, which he was very unhappy about. Whenever things went wrong, he would put the blame on being forced to run the farm.

This generational background in a scarce world of reduced resources, she realizes, is one of the reasons why what nowadays is termed DIY is an engrained practice in her core as well as her extended family – a relic of remote peasant living, of making do with whatever is available. Making tools and machines, maintaining and repairing them, reassembling broken parts into newly functioning things, making furniture, building houses, knitting socks, sewing clothes, crocheting curtains, mending textiles, reassembling broken textile parts into new items, repairing rather than discarding in general etc. There is a long list of skilled practices that socialized her ancestors, and eventually also her own family, into a way of life where the world is understood as mouldable; a social imaginary that deems the human an agent capable of shaping the material (and, as she would like to think, also the social) world.

In contrast to her mother, her father was granted academic education despite the post-war scarcity on the farm. One of his older brothers inherited the farm, another became an electrician and the third pursued an academic education and became an engineer. Being the first and only academic to marry into her mother's family, her father was an object of pride. He chose the most practical kind of academic education and became a high school teacher for music and woodwork. However, his holding an academic degree managed to disguise, for her, both the long-lasting peasant background and what then became a working-class background. As a child, she at times found it curious that all her mother's siblings drove a Mercedes although they were working in factories. Her father, on the other hand, had an academic title. It did, however, not seem to convert into distinguishable economic prosperity. If it were not for him conducting a choir in Switzerland on Tuesday nights and performing on all the important religious holidays, her parents would have never had the means to provide instruments for her and her three slightly younger siblings, fittingly referred to as "organ pipes". At times she wonders if the importance her parents gave to their children playing classical instruments – a 'sophisticated' bodily and, as such, middle class practice par excellence – from a young age on points to her parents' desire to habitually gradually move towards the middle class.

The more she ponders her class belonging, the more confused she gets. While she bodily actualized her working-class 'para-heritage' in factory work summer jobs sticking labels onto bottles of chemicals in a Swiss chemical plant, she herself was not 'from there'. She only temporarily slipped into the body of a factory worker, only to leave it behind her once she would return to her life as a student. Then again, her family had all the German literature classics on the bookshelves in the living room, but nobody ever read or discussed them. There were no (intellectual) debates at all. Instead, she and her siblings were encouraged to develop and refine practical skills: using fretsaws, baking cakes, making hay bales at her uncle's Alpine farm, climbing mountains with the family as a child; designing and sewing her own clothes in high school; dismantling and reassembling mopeds when already a student and – this summer – designing and making a sideboard and shelves with her father for her own family's living room.

What does this mean in terms of class belonging? Could a couple of decades of factory work transform her family's habitus (on her mother's side) into working class? Could a single university-educated high school teacher bring out a middle-class belonging? Could the peasant way of living pose such a strong force of social class determination, when hardly any remnants seem to be left? Maybe this feeling of classlessness, then, has its roots in the hybridity of her belonging materialising in a conflicted class habitus? Maybe class is invisible as a determining factor because it inserted itself in so many nuanced ways that it's barely detectible?

When her parents visited her over the past long weekend, she asked her mother how come she decided to be a stay-at-home mother, given the fact that all of her older siblings including spouses (with children) were working. Her mother barely managed to answer when her father burst out: "It's not possible any other way if you have four children." That may well be the case. None of her mother's siblings had so many children, most only had two. Decent childcare was unheard of in the 1980s and it was rather unusual for a father, at that time, to be involved in childcare even though her father would have had sufficient time as a teacher who spent most afternoons at home.

It is this experience which brings out gendered determination and constraints the most for her. It's very hard to not give way to the anger surfacing within herself and to not condemn her father for the patriarchal system which allowed him to reproduce it so easily within the boundaries of his own family. She had not heard of feminism in her teens, but she always knew something was off. Something was not fair. And yet, it was normal(ised).

Her mother had stayed home caring for the children for fifteen years until she was finally allowed to return to work – five half-days per week. Having been socialized with a mother whose working persona was invisible to the family has further nurtured the emergence of a middle-class gender habitus, she contends. It does not come as a surprise that reconciling her own family (husband and two school-age daughters) with a full-time job in academia has been a great challenge because she feels she is lacking a 'real' role model, pointing to what the anthropologist in her would call a *cleft habitus*[5] (with regard to gender). The fear she might be a bad feminist or a bad mother or both at the same time sometimes haunts her. And, while her mother managed to not reproduce the withholding of education for her daughters, she herself now hopes to not reproduce the invisibility of her own working mother persona. Having already struggled with serious exhaustion, she now also makes a habit of rendering visible to her daughters not only the effort but also the (self-)care it takes to make these changes.

Frictions

"How long do you still have to go to school?" was an often-heard question by Omile as well as her factory worker aunts and uncles as a first-in-extended-family student.[6] While her father did have an academic education, he never had to write any thesis. Both of his final theses were practical – a few compositions on the one hand and a wooden electrified tractor including a remote control on the other hand. While his stories about his student life created the sense that pursuing academic studies after school was natural, his lack of experience in academic thinking or writing (which is required in the humanities) meant she had nobody to draw on. In that sense she feels she was not only the first *female* student in her extended family, but the first student altogether.

"Academics don't have any idea of real life!" was another attempt at inadvertently diminishing the path she had chosen by some in her extended family on her mother's side. While she never felt it was directed at herself, these utterances nonetheless made space for questioning her choice of the 'real' value of academic studies. This phrase is the epitome of the clearly drawn line between what is perceived of, in opposing terms, as practice and theory, body and mind, real life and science, and captures the power of her working-class background the most.[7]

---

[5] This concept refers to instances when the habitus 'provided' in familial socialization is found to be useless for one's own life, which causes feelings of loss (Barlösius 1999, drawing on Bourdieu's extensive work). It is, however, not often discussed in terms of gendered habitus dimensions.

[6] Here, she refers to her mother's side – the working-class branch – of her extended family, since she grew up much closer to her mother's seven sisters and brothers and their fourteen children.

[7] The theory versus practice dichotomy articulated in the contempt for theory and appreciation of practical knowledge as a tenet of working-class identity is also illustrated in the seminal work *Learning to Labour* by Willis (1977).

Having been socialized at the heart of the friction between devalued theory and overvalued practice, the seemingly accidental choice of becoming an anthropologist turns out not to be so accidental after all. Anthropologists study the way people live their lives and in which ways this is culturally and societally shaped. How better to reconcile the antagonism of theory versus practice than *studying* 'real life'?

Knitting and female (needle)craft more generally had suddenly suggested themselves to her for ethnographic enquiry. When she unexpectedly embarked on a doctorate suggested by her MA supervisor in September 2010, knitting as a research topic made complete sense – to her and her factory worker relatives. It was tangible, practical and there was concrete knowledge to be discovered and passed on. Academic interest was easily justifiable, albeit in different terms than expected. During an intense phase of fieldwork in Vorarlberg, she once visited her aunt, an avid and skilled crafter, who asked: "What do you actually want to know from the knitters? Do you want them to show you how to knit? Do you want them to explain all of the steps entailed?" This was, of course, not what she wanted, which is why she tried to carefully explain that she was after the meanings: "What do knitting and crafting mean for the practitioners (and their everyday lives)?"[8]

She had already been struggling to reach the meta-level for so long. After her original PhD supervisor unexpectedly died during the initial stages of her doctoral research, she had found herself a new supervisor in the newly appointed professor and was trying to convey her anthropological interest in knitting. She had a hard time bringing it across, which manifested itself in the first fully formulated research diary entry from November 11, 2012 – different from the bullet-point style notes she had jotted down on scraps of paper or digitally recorded on her smartphone whenever she had a minute while breastfeeding her baby-turning-toddler. "The fear of not writing sufficiently intelligent diary notes has been keeping me from even trying to transform my snippets of thought into properly articulated notes." Instead of writing down "even the most banal things", which would then have allowed her "to productively use my entanglement on an analytical level, I lost myself in thinking about intelligent research questions." "Banal things" in this regard also referred to emotions and irritations, which – from an ethno-psychoanalytical stance – upon reflection render visible latent field and cultural logics.[9]

By the end of the two-and-a-half-hour-long written rant about her shortcomings, entanglements, socio-economic positioning (compelling her to write one PhD grant proposal after the other) and her lamentations about knitting projects that went wrong, she had reached an unexpected level of clarity. All of a sudden, she realised why she had planned to employ a particular interview method she referred to as thing-elicitation – knitted things were to be used in order to elicit storytelling:[10] "Lacking intelligent (research) questions […], I handed over the questions which I don't seem to be able to pose […] to the thing."

[8] Diary entry from 10.02.2013.

[9] Unravelling emotions articulated within the research diary and thus making use of subjectivity "as the royal road to an authentic, rather than fictitious, objectivity" (Devereux 1967: XVII) is one of the central hallmarks of ethno-psychoanalytic research and interpretation approaches. Transferring the theorem of transference and countertransference from the therapeutic setting and, here, furthermore into a group setting, ethno-psychoanalytical interpretation groups (which she was a part of for six years, as mentioned) helps ethnographers disentangle themselves from the field and navigate the at times messy process of learning to interpret ethnographic materials but also serve a supervisory function (Arantes 2021, Bonz et al. 2017).

[10] This method wouldn't have required its 'invention', as the knitters naturally dug out their knitted things and immediately told the things' stories. It turned out knitted things cannot exist without their stories.

Interestingly, while she was trying to move away from the practical aspects (vis-à-vis her aunt), she simultaneously searched for comfort in and advocated for them. A few months later, on February 6th, 2013, she complains in her diary about her supervisor being afraid of "me only talking about knitting patterns with my participants" as she does not seem to be able to leave behind her subject position as a knitter and to climb onto a more abstract level allowing a more critical, objective and most of all theoretical view. She is enraged about the fear of knitting patterns and defends their ethnographic and epistemological value: "And even if we only talked about knitting patterns, this would most probably reveal something significant about the field per se […]. I am sure that we would not only talk about knitting patterns without referring to implicit field logics."

The complex mix of her conflicted class and cleft gender habitus stemming from her peasant background, her working-class para-heritage or even her (middle class) music education and the refinement of sensibilities entailed, eventually seems to have conjured up a strong affinity not only to practical research topics such as knitting, sourdough bread making, crafts and DIY, but also to practice- and experience-laden research methodologies such as sensory ethnography, autoethnography and ethno-psychoanalysis.[11] In attending to nuance, aesthetics and the affective, she advocates for a recognition of the corporeality of culture and cultural practices – as fields of research as well as research methodologies and epistemologies.

However, European Ethnology, even today, only reluctantly seems to open itself up to the researcher's own body and emotions as valuable epistemic source for ethnographic research. After all, European Ethnology is labelled a *Geisteswissenschaft*, a Science of the Mind, whereas in the anglophone context (e.g., in the United Kingdom) it falls under the label of the Arts and Humanities and the Social Sciences, which sheds a very different light onto how this kind of research (field) is conceptualised and what role the body, emotions, practice and experience play within it. She sometimes wonders if sensory ethnography, autoethnography and ethno-psychoanalysis seem too practical, too experiential or too radical for a European Ethnology bound to a rational(ised) philosophical tradition in the German-speaking scientific community. Even more so when in tandem with (feminised) knitting and (needle)craft which (as incomprehensible as it seems) for some still reeks of *Volkskunde*[12] as it was instrumentalised at the time of National Socialism and is hence not considered a legitimate ethnographic research field, which ultimately exemplifies a clash between the ethnographer's complex habitus and the discipline's ambivalent positioning towards its own past.

It is no wonder that she ended up labelling knitting as multifaceted knowledge practice entailing not only intricate sensory but also mathematical skills. She felt the need to write against the belittling of knitting and in favour of its appreciation as knowledge valuable for individuals as well as social bonds – because knowledge is all that counts in academia and

[11] Sensory ethnography (Pink 2009) pursues a two-fold agenda: One the one hand it reminds us of the multisensoriality of everyday life and thus renders the senses a research field for cultural analysis. On the other hand, it advocates for the recognition of the ethnographer's own body and sensory experience for understanding the phenomena they study. For those interested in the differences between autoethnography and ethno-psychoanalysis and how these approaches might complement each other in the search for reflexivity, refer to Stadlbauer & Ploder (2017) or Winter (2019).

[12] In light of the problematic concept of *Volk* which was instrumentalised in National Socialist times, *Volkskunde* and its succeeding disciplines had to redefine themselves, which meant abandoning what was perceived as traditional folk life of which knitting seemed to be a part. During her research she realised that her knitting research seemed to be shifting the hard-worked-for boundaries of a discipline grappling with its past and that this, in turn, also shaped her own research (Arantes 2019, 2021).

the knowledge society she is part of. Had she built up more professional guts (and come across Kaspar Maase's[13] work on everyday aesthetics sooner), she might have managed to allow knitting to (also) be a 'mere' pleasurable, sensual practice which (nowadays) is pursued for its own good.

The story of theory versus practice is, however, not over yet. "Of course" she did not want to research the practical aspects of knitting her aunt was wondering about – which is only half the truth. Only a couple of weeks after having had this conversation with her aunt, she disappointedly remarks:

"I still regret tremendously that I have not managed […] to get my research participants to get out their needles in my presence. I wish they would have explained what they do when they knit, how they go about it and what they pay attention to. To come closer to (bodily) experiential knowledge and its verbalization would have been really interesting. However, I somehow could not get myself to ask for knitting to be explained to me."[14]

Not only did her knitting body and hence knitting knowledge get in her way of being able to formulate questions from a position of not-yet-knowing. The urge to reach an abstract meta-level and to find 'intelligent' research questions had ultimately made her incapable of addressing the very questions she found most interesting: the practicalities of knitting.

Only years later it became clear to her that the working-class *Theoriefeindlichkeit* (anti-theoretical stance) she implicitly had accused her aunt of had become part of her own habitus and influenced the way she went about ethnographic research. While the young anthropologist trying to navigate and gain a foothold in the academic world devalues the practical and makes a case for the abstract-theoretical vis-à-vis her aunt in order to intellectualise or academize craft, she advocates in favour of all things practical vis-à-vis her discipline in order to counter the "Sciences of the Mind" with the experiential, with the practical, with 'real life'. Constantly advocating for either one or the other, she seems to attempt balancing the two antagonistic spheres that have settled within herself.

I, anthropologist

While falling into the rabbit hole last week, I came across a beautiful treatise about the Vorarlberg peasant and poet Franz Michael Felder. He had been asked to write his autobiography by an intellectual from Leipzig who had grown fond of his peasant poetry. Felder finished the first part of *Aus meinem Leben* (engl.: *A Life in the Making*) in 1867, shortly before his death, barely aged 30. The treatise by the German Studies scholar Twellmann gives a detailed account of how the concepts of autofiction, autosociobiography and autoethnography might contribute to the study of autobiography. The part that spoke to me most at that very moment, however, was the question of authenticity versus corruption. Felder's intellectual patron from Leipzig cautioned him not to get too intellectual so that the "inner voice of his natural spirit" would never be silenced. Already J.W. Goethe had touched upon the inner conflict looming over uneducated poets who come in contact with intellectuals; "mixing the noble with the common, the natural with the conventional, the naive with the sentimental would disturb the enjoyment of his [the poet's] productions" (Goethe 1823, *Deutscher Natur-Dichter*, quoted in Twellmann 2022: 507, translation by the author).

[13] He has worked intensively on this topic over the past decades; see, for instance, Maase (2017).

[14] Diary entry from 28.02.2013.

I think that this passage resonated so much with me because it drove home the point which the previous section elaborates. The fear of corrupting 'real life', inculcated in me by my extended family on my mother's side, led me to neglect theorising. And maybe this is also why, as an anthropologist, I never felt quite comfortable with social theory and with (what I feared to be mere) pigeon-holing of people into certain predefined (and once clearer) notions of what classes are. I could not even grasp my own class identity. Why would I have any business pigeon-holing others? Not being able to even pin down my own class belonging hence led to an antipathy for possible class conceptualization(s) and to me mostly ignoring class as a determinant of social life and everyday life experience. It might very well have gone the other way and make me aware there was something wrong with my idea of class. I could have drawn the conclusion that clinging to a notion of class as something stable and static, something to be easily pinned down, would get me nowhere and that, instead, class belonging and habitus are more complex and dynamic. But I didn't. What's more – having become aware of my inner conflict, I could have read up much more on Bourdieu & Co. and finally made a step towards reconciling these two worlds so closely tied up within myself. But for the time being I am not there yet. These stories need to suffice.

While I dismantled the artificial antagonism of practice and theory in my own thesis (Arantes 2017), showing how knitting and crafts in general rather point to a continuum of body and mind, where abstract thought is not the obverse of concrete experience but instead is closely related, I now realize that I have still kept this friction alive in my thinking. And the present article is the best example of this friction. It gives an experience-charged account deliberately light on theorising, reproducing the internalised artificial dichotomy of theory versus practice via the split into a narrative main body of text and theoretical-analytical contextualization relegated into footnotes which I am not even supposed to use. The fear of corrupting *my* real life is apparently still too big, inhibiting me to bridge the gap between the supposed antagonists in a harmonic synthesis.

When I finally started to write this article, I quickly fell into the mode of the internal monologue, my favourite genre in my high school years. The familiar style helped navigate the slippery slope I had manoeuvred myself into and I decided against rewriting the text once I had made it through a first draft. Longing for a sense of security when falling down a rabbit hole of unexpected self-discovery is also articulated in the choice of writing about myself in the third person in the first two – and more challenging – sections. Writing about my own experiences and memories of my youth, my grandmother, my family, in the third person not only helped me objectify my trajectory to some degree; it also made me feel less exposed and vulnerable. The visibility of the ethnographic I in the last section stems from the sense of security gained over the course of writing on the one hand and from advocating against what I still perceive as an I-shy position of Germanophone European Ethnology. Finally, taking an evocative approach in writing, as many autoethnographies do, I also decided against giving way to the urge of putting the experienced imbroglio into neat categories or sub-sections and against attributing each experience, memory or thought to a specific facet of my complex habitus. Class as manifested in my habitus, it appears to me, is lived integrally and as such it is present in atmospheric terms.

Allowing the stories to suffice for now – Who knows where the opening of this Russian doll to infinity eventually will lead to? – also can be seen as building a shelter from potentially wrongful theorisation. The search for the 'perfect' question is still alive in the fear of not theorising my own biography correctly. Interpreted as a manifestation of the feeling of not quite fitting in which is present in many academics with working-class or mixed-class

backgrounds, this position marked by inner conflicts arising from (lower or hybrid) class positionality, however, also allows for shifts of perspective within academic disciplines. It doesn't come as a surprise that it was this experience of "in-between-ness and out-of-place-ness" (Lindner 2013: 26) which was so strongly shared by the British Cultural Studies scholars. Stuart Hall, Raymond Williams[15] or Paul Willis all had working-class backgrounds. Hall (as quoted by Lindner, ibid.:) states: "It makes possible insights that you can't really get any other way, because it takes you deep and close, and it frames you emotionally as well as analytically, and it takes you subjectively as well as objectively. So there's certain kinds of insights you can't get without that". Lindner draws the conclusion that newness comes into disciplines by way of experiences which themselves are culturally shaped. "Paradigm shifts in the Cultural Studies[16] are preceded by experiences of cultural discordance, discrepancy and dissonance. This is why qualitatively different patterns of thinking are not only the result of a paradigm shift but its very precondition" (ibid., translation by the author; see also Bausinger 1999).[17]

Having been socialized in a mixture of (what I have termed) a conflicted habitus and a "cleft habitus" (Bourdieu 2007) – a habitus which is "the product of a 'conciliation of contraries' which then inclines one to the 'conciliation of contraries'" (Bourdieu 2007: 102) – an ethnographer's sense of self emerged that is capable of empathizing with manifold forms of lived realities. Irritations in terms of class belonging not only cause a feeling of not fitting in; they also open up new possibilities for the discipline as much as for my ethnographer self. My hybrid self can feel home (enough) in many fields, it's attentive in multiple ways and directions, as a participant as much as an observer. What's most important to recognize in epistemological terms, however, is that it is the irritations – among others caused by my conflicted class habitus or cleft gender habitus – which eventually open the way towards understanding. Ethnographers have a lot to gain from embracing and cultivating frictions and irritations within themselves, in an autoethnographic vein. Ultimately, this also allows rendering them epistemologically productive (as ethno-psychoanalysis well illustrates; Arantes 2021).

Before I come to an end, I briefly want to make the case – supported by Devereux and Bourdieu – that every anthropologist at some point should embark on the journey illustrated in this article. Drawing on different theoretical and disciplinary frameworks, both conclude that the researcher should reflect their social background and its influence on their academic practice making use of their subjectivity (Devereux 1967). Bourdieu proposes "objectifying the act of objectification" and suggests practising a sociology of sociology. "The sociology of sociology questions the charismatic idea intellectuals often have of themselves as well as their tendency to think themselves as free of any kind of social determination" (Bourdieu 1999: 365, 369; translation by the author). Getting to the bottom of this, especially as ethnographers who rely on their bodies and subjectivity as epistemic medium, means understanding what we do, why we do it and how we do it a bit better and brings us closer to critically reflecting on our positionalities and the culturally- and socially-shaped epistemological vantage points entailed as has long been called for by the Writing Culture debate.

---

[15] See the brief discussion of Hall's and Williams' trajectories in Lindner (2013).

[16] Cultural Studies here serves as translation of the broad term *Kulturwissenschaften* and does not refer to the British Cultural Studies per se.

[17] I thank Helen Ahner for this reference which showcases that reflections of class habitus within the discipline, at least in Tübingen, go back a few decades (and are relevant to this day).

A warning is in order, however: It is quite easy to ask for autoethnographies of how social class background shapes ethnographic research and academic trajectory. It is something else entirely to deal with what flares up when you start tackling it. The tensions stemming from the rabbit hole I was falling into had already started to gradually dissolve with the words gushing out one after the other. But in the passion of unexpected self-discovery and of putting it into writing, the tensions made their comeback in my right hand and lower arm, which is now bandaged. While I can breathe again and have found more clarity, my body aches from the mental work it has translated into words on a screen. Intellectual work is also bodily work, mental strains inscribe themselves into the body and most of all: I need my hand to think. As I finish this article, typing more slowly and carefully with each phrase I come up with, I realise that my hand has ultimately shown me that the artificially held antagonisms of theory and practice, mind and body, science and real life collapse *indistinguishably* within myself.

And so, the original imbroglio that gave way to rather clearly bounded antagonisms articulating themselves in the frictions they cause, ultimately led to a recognition of that which and how is me, the anthropologist.

Acknowledgements

I'm very much indebted to my colleagues and friends at my department, the university and beyond for having lent an ear to my confusions, for sharing their own stories, trajectories and becomings and, ultimately, for having made my work on this autoethnographic account into an intersubjective, collaborative and, above all, enjoyable process. Special thanks to (in alphabetical order): Mark Angus, Katharina Eisch-Angus, Caroline Gatt, Barbara Grabher, Judith Laister and Ana Podvršič. A heartfelt thank you goes to Helen Ahner for her careful reading and insightful comments that shaped the final revision of the text. Another thank you is extended to the editors of this special issue for including my journey in their issue and for choosing such an attentive reviewer. I also thank my parents and my sister for taking the time to talk to me these past weeks, for sharing remembered sorrow and for clarifying any questions – even the delicate ones – I had. Most of all, I am grateful for my Omile who, in spite of all the nastiness life threw at her, remained the most cheerful, cheeky and loving person I have come to know. I dedicate this text to her in loving memory.

References

Arantes, Lydia Maria (2017): Verstrickungen. Kulturanthropologische Perspektiven auf Stricken und Handarbeit. Berlin: Panama Verlag.

Arantes, Lydia Maria (2019): Stricken als leidiges Thema. Das Stricken als volkskundlich-kulturanthropologischer Forschungsgegenstand. In: Timo Heimerdinger & Marion Näser-Lather (eds.), Wie kann man dazu nur forschen? Themenpolitik in der europäischen Ethnologie. Wien: Selbstverlag des Vereins für Volkskunde, 199–218.

Arantes, Lydia Maria (2021): Desiring the absence of knowledge. On knitting ethnographies and navigating diaries. In: Francisco Martínez, Lili di Puppo & Martin Demant Frederiksen (eds.), Peripheral methodologies. Unlearning, not-knowing and ethnographic limits.Abingdon & New York: Routledge, 63–80.

Barlösius, Eva (1999): 'Das Elend der Welt'. Bourdieus Modell für die 'Pluralität der Perspektiven' und seine Gegenwartsdiagnose über die 'neoliberale Invasion'. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen 12/1, 3–27.

Bonz, Jochen, Katharina Eisch-Angus, Marion Hamm & Almut Sülzle (eds.) (2017): Ethnografie und Deutung. Gruppensupervision als Methode reflexiven Forschens. Wiesbaden: Springer VS.

Bourdieu, Pierre (1999): Narzißtische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität. In: Eberhard Berg & Martin Fuchs (eds.), Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 365–374.

Bourdieu, Pierre (2007): Sketch for a self-analysis. Cambridge: Polity.

Burtscher, Delphina (2015): Meine Lebensgeschichte. Ed. by Thomas Gamon, Markus Barnay & Franz Nachbaur. 4th rev. and exp. ed. Nenzing: Archiv der Marktgemeinde Nenzing.

Devereux, Georges (1967): From Anxiety to Method in the Behavioral Sciences. The Hague & Paris: Mouton & Co.

Lindner, Rolf (2001): „Zwei oder drei Dinge, die ich über Kultur weiß…". Eine Reprise. In: Rolf Wilhelm Brednich, Annette Schneider & Ute Werner (eds.), Natur – Kultur. Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt. Münster: Waxmann, 16–27.

Maase, Kaspar (2017): Leider schön …? Anmerkungen zum Umgang mit Sinnesempfindungen in Alltag und empirischer Forschung. In: Karl Braun, Claus-Marco Dieterich, Thomas Hengartner & Bernhard Tschofen (eds.), Kulturen der Sinne. Zugänge zur Sensualität der sozialen Welt. Würzburg: Königshausen & Neumann, 13–28.

Nachbaur, Ulrich (2013): Walser Lesebuch. Geschichten über ein selbstbewusstes Bergvolk. Dornbirn: unartproduktion.

Pink, Sarah (2009): Doing sensory ethnography. London: Sage.

Ploder, Andrea & Johanna Stadlbauer (2017): Starke Reflexivität. Autoethnografie und Ethnopsychoanalyse im Gespräch. In: Jochen Bonz, Katharina Eisch-Angus, Marion Hamm & Almut Sülzle (eds.), Ethnografie und Deutung. Gruppensupervision als Methode reflexiven Forschens. Wiesbaden: Springer VS, 421–438.

Twellmann, Marcus (2022): Franz Michael Felder: *Aus meinem Leben.* Autofiktion, Autosoziobiografie, Autoethnografie. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 47/2, 480–514.

Willis, Paul (1977): Learning to Labour. How Working Class Kids Get Working Class Jobs. Farnborough: Saxon House.

Winter, Rainer (2019): Selbst- und Kulturanalyse. Autoethnografie und Ethnopsychoanalyse als Methodologien der Selbstreflexion in der Forschung. In: Marion Hamm, Ute Holfelder, Christian Ritter, Alexandra Schwell & Ove Sutter (eds.), Widerständigkeiten des Alltags. Beiträge zu empirischen Kulturanalyse. Für Klaus Schönberger zum 60. Geburtstag. Klagenfurt/Celovec: Drava Verlag, 273–284.

Author Information

Lydia Maria Arantes is Assistant Professor at the Department of European Ethnology and Cultural Anthropology at the University of Graz and is interested in, among others: DIY and (textile) crafts, sensory ethnography, ethno-psychoanalysis, ethnographic epistemology, ethnographic writing. Publications include her monography *Verstrickungen* (2017), *Ethnographien der Sinne* (2014, ed. with Elisa Rieger), *Learning to Dwell with Micro-Organisms* (2020), *Unraveling Knitting* (2020), or *Desiring the Absence of Knowledge* (2021). lydia.arantes@uni-graz.at

https://doi.org/10.21248/ka-notizen.86.48

Klasse als performativer Prozess in Ethnografie und Forschungsalltag

Marion Hamm, Janine Schemmer

Zusammenfassung

Ausgehend von einer gemeinsamen biografischen Rekonstruktion ihrer Wege an die und in der Universität plädieren die Autorinnen für einen prozessualen, dynamischen und relationalen Klassenbegriff, der offen ist für die Verquickung intersektionaler gesellschaftlicher Ein- und Ausschlussmechanismen. Die ethnografische Methodik verstehen sie als einen Prozess der kontinuierlichen Aushandlung, in dem die Positionierung der forschenden Person auf forschungsrelevante und wissensgenerierende Fragen und Thematiken verweist. Sie argumentieren, dass ethnografisches Forschen darüber hinaus zur Überlebensstrategie in Situationen einer auch klassenbezogenen Verunsicherung werden kann, etwa in prekären Lebens- und Arbeitssituationen oder beim Übergang in die professionelle Wissenschaft, womöglich mit mehrjährigem Vertrag. Diesen Vorschlag zum Verständnis von Klasse und Ethnografie setzen sie am Beispiel der für ihre Dissertationen gewählten ethnografischen Felder im Hamburger Hafen und auf dem Terrain der Prekarisierungsbewegung der 2000er Jahre um.

Schlagwörter: Klasse, Performativität, akademisches Prekariat, Subjektivierung, Alltag

Dr. Marion Hamm, Institut für Europäische Ethnologie, Universität Wien, Österreich



Dr. Janine Schemmer, Institut für Kulturanalyse, Universität Klagenfurt, Österreich

Fragen und unmögliche Positionierungen

> Die frisch gedruckte Magisterarbeit liegt auf dem Küchentisch. Daneben, stolz, die frischgebackene Magistra. Der Vater kommt an den Tisch. Er holt seinen Tabak vor, rollt sich eine Zigarette. Die Arbeit benutzt er als Unterlage. Gedankenlos, einfach eine alltägliche Handlung. Trotzdem, es wäre schön gewesen, hätte er sie in die Hand genommen, wenigstens kurz durch die Seiten geblättert.
>
> Zum bestandenen Abitur hat ihre Mutter ihr im Einkaufszentrum ein knallrosa T-Shirt gekauft. Sie hat es lange getragen. An einen Glückwunsch zum Studienabschluss erinnert sie sich nicht. Bei ihrer Hochzeit, gut 20 Jahre später und längst promoviert, scherzt der Festredner, ihr Patenonkel, man wisse ja nicht, ob sie ihr Studium jetzt fertig hätte.

Solche Erfahrungen teilen wir wohl mit vielen Frauen, die seit der Öffnung der bundesrepublikanischen Universitäten in den 1970er Jahren ein Studium absolvierten, oft als erste in ihren Familien. Der Bildungsaufstieg war und ist für viele, wenn nicht mit einer Entfremdung, so doch einer gewissen Distanz zum Herkunftsmilieu verbunden und bringt dort nicht unbedingt Anerkennung. Spätestens am Ende des Studiums stellt er die Aufsteigenden neben persönlichen oft auch vor berufliche Herausforderungen, wie etwa die Frage nach der Universität als dauerhaftem Arbeitsplatz. Nach einigen Runden im Post Doc-Karussell erweist sich die Promotion für viele als Ticket in langfristige Prekarität, denn unbefristete Positionen im wissenschaftlichen Betrieb sind rar (Bahr et al. 2022) und die „oberen Plätze […] der Karriereleiter immer noch dünn" (Gutekunst & Rau 2023: 179). Lehr- und Forschungstätigkeiten werden häufig mit Zeitverträgen durchgeführt. Viele sind daher, unterbrochen von Phasen der Arbeitslosigkeit, in Museen, Verlagen, Kultur- und Sozialarbeit, freiberuflich oder ganz woanders tätig, wenige werden Professor:innen.

Der Call für dieses Special Issue hat uns derart angesprochen, dass wir trotz vieler anderer Verpflichtungen ein Abstract geschickt haben. Unsere Arbeitssitzungen nahmen immer wieder die Form ausgedehnter biografischer Erzählungen an, die scheinbar weitab von unserem Schreibvorhaben lagen und in denen wir uns dem Einsatz klassenspezifischer Codes im universitären Machtgefüge widmen wollten – bis wir diese gemeinsame Erkundung als den Versuch einer Rekonstruktion unserer persönlichen *Klassenreise* (Aumeier & Theißl 2020) erkannten. Der Begriff der Klassenreise entspricht unserer Erfahrung, indem er auf einen reflexiven Prozess verweist, der mehrfache Positionierungen zulässt, die weder auf eine zielgerichtete Bewegung ‚von unten nach oben' ausgerichtet sind, noch andere Formationen auf- oder abwertet. Damit bringt der Begriff eine Dynamik und Bewegung zum Ausdruck, die auch unser subjektives Erleben und unsere Praxis kennzeichnet. Bezugnehmend auf Thomas Etzemüllers (2019) Analyse des akademischen Auftritts spürten wir, ausgehend von unseren Erfahrungen in Herkunftsmilieu und Forschungsfeld, der „*inneren* Formatierung von Subjekten" (ebd.: 15) nach. Dabei weiteten wir den Begriff der „Performanz in der Wissenschaft" (ebd.) auf Interaktionen in Herkunftsmilieu und Forschungsfeld aus, und bezogen diese auf klassenbezogene Performativität im Sinne von Wirkmächtigkeit. Methodisch ähnelte dieser Prozess den Formen feministischer Selbsterfahrung. So entstanden die eingangs gesetzten Vignetten aus persönlichen Erzählungen, die wir – ähnlich wie bei der von Frigga Haug (1990) formulierten *Erinnerungsarbeit* – niederschrieben und gemeinsam bearbeiteten. Im Rückblick finden wir auch Elemente autoethnografischen Vorgehens, vor allem hinsichtlich einer geforderten kritischen kulturwissenschaftlichen Reflexion „neoliberaler (Arbeitsmarkt)-Politiken" (Ploder & Stadlbauer 2013: 390), damit zusammenhängenden Machtgefällen und einem „mutigen Einsatz der Methode" (ebd.: 375).

In den folgenden Überlegungen arbeiten wir mit einem relationalen Klassenbegriff, der offen ist für intersektionale Bezüge, und der die Frage nach der Produktion und Reproduktion sozialer Ungleichheit weder deterministisch verkürzt, noch sie auf die kulturellen feinen Unterschiede ohne Berücksichtigung einer Klassenposition in kapitalistischen Verhältnissen reduziert (vgl. Baron 2014). Uns ist daran gelegen, Zusammenhänge von Klassenpositionierung und Ethnografie, oder besser, ethnografischem Handeln inner- und außerhalb des akademischen Betriebs unter neoliberalen Vorzeichen auszuloten. Wir richten den Fokus zunächst auf kulturelle Differenzerfahrungen, die wir auf unserer biografischen Klassenreise gemacht haben und machen, indem wir Klasse als einen dynamischen Prozess beschreiben. Danach greifen wir Juliane Stückrads (2022) Überlegungen zum Einsatz von Ethnografie als Überlebensstrategie in Phasen der Verunsicherung auf und entwickeln sie bezogen auf

Klasse weiter. Schließlich wenden wir uns den Forschungsfeldern zu, die wir für unsere Dissertationen gewählt haben: Die Transformation der Arbeit im Hamburger Hafen (Schemmer 2018) und das Terrain der europaweiten Prekarisierungsbewegung (Hamm 2015). Wir zeigen Mechanismen auf, mit denen dort Klasse hergestellt, affirmiert, in Frage gestellt oder reproduziert wurde und auf welche Weise wir dort nicht nur geforscht, sondern uns auch klassenmäßig subjektiviert haben. Wir argumentieren, dass das jeweilige Forschungsinteresse und die ethnografische Herangehensweise auch als Stationen auf unseren Klassenreisen lesbar sind, die in eine bewusstere Selbstpositionierung mündeten.

Klasse als Prozess

Klassen- und Frauenschicksal determinierten unsere Lebens- und Bildungswege nicht in dem Ausmaß, wie es noch bei der Generation unserer Eltern und Großeltern der Fall gewesen wäre. Die Vorstellung, dass unsere Wege nicht vorbestimmt sind, finden wir auch in unseren Forschungen wieder. Sie korrespondiert zunächst mit dem diskursiv hegemonialen Versprechen des sozialen Aufstiegs. Sie entspricht auch dem Marx'schen Diktum, die Menschen machten ihre eigene Geschichte. Doch anders als die oft disziplinierenden Ratgeber für neoliberale Selbstverwirklichung oder die klassischen Selfmade-Erfolgserzählungen schränkte Marx seine Aussage noch im gleichen Satz ein: Denn wir „machen [die eigene Geschichte] nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen" (Marx 1960: 115). Wie andere Forschende beschäftigen wir uns mit der Gestaltbarkeit der eigenen Lebensentwürfe innerhalb systemischer Beschränkungen und den damit verbundenen normativen Erwartungen, im Feld und in der eigenen Biografie.

Episoden wie die eingangs beschriebenen erinnern wir weniger als Frustration; eher haben wir sie vielleicht manchmal bedauernd als gegeben hingenommen. Sie verweisen darauf, dass zwischen dem Umfeld, aus dem wir kommen und dem wissenschaftlichen Betrieb, in dem wir unseren Lebensunterhalt verdienen und dem wir uns verbunden fühlen, oft gefühlt unüberbrückbare Welten liegen.

Unser Ausgangspunkt war ein viel zitierter Satz der Historikerin und studierten Lehrerin Carolyn Steedman, mit dem sie die Weiterschreibung von Klassenverhältnissen und deren subtile Verschleierung verdeutlicht. Sie schreibt von der Begegnung mit einer Buchautorin bei einer Party. Während sie sprechen, denkt Steedman „quite deliberately": „We are divided: a hundred years ago I'd have been cleaning your shoes. I know this and you don't" (1986: 2). Solch eine deutlich klassenbasierte Zurückweisung der gerade im universitären Milieu oft vorausgesetzten egalitären Gesellschaft ist in unserem Repertoire nicht vorhanden. Anders auch als bei den Frauen, die Hannelore Bublitz (1980) in ihrer Dissertation *Ich gehörte irgendwie so nirgends hin… Arbeitertöchter an der Hochschule* in den 1970er Jahren beschrieb, und von denen eine sie selbst war, entspricht unser Klassenhintergrund nicht dem Bild eines klassischen Arbeitermilieus. Die Kämpfe, die Bublitz eindrücklich nachzeichnet, waren nicht unsere. Bedeutet das, dass Klasse in unseren Werdegängen keine Rolle spielte?

Bernd Jürgen Warneken beschäftigte sich 2019 mit der Frage, warum in den Nachfolgedisziplinen der Volkskunde nur wenige oder, wie er formuliert, „zu wenige" Untersuchungen zu Lebensweisen und Kulturen von Angehörigen unterer und mittlerer Bildungs- und Sozialschichten durchgeführt werden. Als einen möglichen Grund konstatierte er, dass „fast alle Forscherinnen ‚Mittelschichtskinder'" seien und als solche „keine persönliche Beziehung ‚nach unten'" (Warneken 2019: 122) hätten. Doch auch in dieser Charakterisierung finden

wir unsere Herkunftsfamilien nicht recht wieder. Zwar mögen wir im kleinbürgerlich-mittelständischen Milieu der von dem Soziologen Helmut Schelsky als ideologisches Gegenkonzept zur Klassengesellschaft proklamierten „nivellierten Mittelstandsgesellschaft" (Braun 1989) aufgewachsen sein. Doch entsprechen unsere Familien weder der bürgerlichen noch der akademischen Norm. Man könnte nun fragen: Aber wer passt da schon rein? Wie bei anderen Kolleg:innen gibt es auch bei uns Brüche, die selbst im Bild einer als breit und durchlässig verstandenen Mittelschicht, wie es an der Universität in Szene gesetzt wird, nicht vorgesehen sind. Migrationserfahrungen über die Generationen hinweg, räumliche Brüche, soziale Auf- und Abstiege, uneheliche Elternschaften, alleinerziehende Großmütter, unbekannte Großväter, künstlerisch-prekärer Gelderwerb von Vätern, fremder Dialekt, Eltern ohne Abitur – das sind einige Elemente, die wir in den Familiengeschichten finden, die uns geprägt haben und die weder im öffentlichen Bild der erfolgreichen Akademikerin Platz haben, noch in dem des aufstiegsorientierten Mittelschichtsmädchens. Zu nennen ist besonders eine Differenz zur Erfahrung des Aufwachsens in Akademikerfamilien. Bei der Karriereplanung konnten wir als erste, die eine universitäre Laufbahn einschlugen, nicht auf familiär eingeschriebene Netzwerke und Wissensbestände zurückgreifen. Solche Prägungen haben Langzeitwirkung. Auch wenn viele von uns ihre Andersheit nicht vor sich hertragen – aus der habituellen Mimikry eine unumwundene Integration in den Schoß der kulturell dominanten Mittelschicht und dann der Alma Mater abzuleiten, wäre ein Trugschluss. Das Navigieren zwischen Herkunfts- und akademischem Milieu mag sich scheinbar spontan und nebenbei vollziehen. Erst bei genauerem Hinsehen wird die permanente Arbeit an der eigenen Subjektivierung im Austausch mit unterschiedlichen Einflüssen und Umfeldern sichtbar – manchmal im Einklang mit den Erfordernissen akademischer Performanz, manchmal ihr zuwiderlaufend.

Die Frage nach unserem Platz in Gesellschaft und Universität hat uns über die Jahre begleitet. Situativ haben wir uns mal in die Arbeiterklasse, mal ins Kleinbürgertum und mal in die ‚breite Mittelschicht' einsortiert, mal das Privileg dieser Positionierung zurückweisend, mal davon profitierend. Den Klassenbegriff haben wir einer noch vom Antikommunismus des Kalten Kriegs geprägten Schulbildung entsprechend vermieden oder aufgrund der Einbettung in die vermeintlich natürlich gewordene Wohlstandsgesellschaft der 1980er Jahre scheinbar irrelevant erscheinend kaum eingesetzt. Wir sind gewissermaßen klassische Klassenübergängerinnen, die sich in und zwischen mehreren Klassen bewegen (Jaquet 2018) und in diesem individuellen, vielschichtigen Prozess doch immer wieder an ihre Grenzen stoßen.

Mit der Öffnung der Universitäten für Studierende aus unteren und mittleren Herkunftsmilieus in der Bundesrepublik der 1970er Jahre unter einer sozialdemokratischen Regierung schienen Positionierungen in einem wie auch immer gearteten Dazwischen zum Normalfall zu werden. Mit der Ökonomisierung der Universitäten und des akademischen Arbeitens und dem Credo der Wettbewerbsfähigkeit wurde die Dimension Klasse wieder deutlicher spürbar (Färber et al. 2015). Zwar sind Universitäten heute keine ausschließlich bürgerlichen Institutionen mehr, sie wurden durch diverse Programme und Initiativen durchlässiger und heterogener. Doch wurden neue Hürden und Formen der In- und Exklusion etabliert: Ein verschultes, auf Druck basierendes Bachelor-Studium, das eine Nebenbeschäftigung erschwert; der Ersatz eines fest angestellten Mittelbaus durch eine Armee von akademischen Freischärlern; oder die unermüdliche Jagd nach Anschlussfinanzierungen mit ständigen Neuerfindungen.

Für uns kam es zu einer bewussten Auseinandersetzung mit unseren Differenzerfahrungen und damit auch der Frage nach der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Klasse oder Milieu während des Studiums der Empirischen Kulturwissenschaft/Volkskunde, das wir an unterschiedlichen Standorten in Deutschland und England absolvierten. Die Universität gab uns – zwar in verschiedenen Jahrzehnten, aber in ähnlichen Lebensabschnitten – eine Sprache (Widhalm 2020: 28), mit der wir begannen, unsere Gefühle zu abstrahieren, unsere Klassenerfahrungen zu artikulieren und unsere Differenzerfahrung einzusortieren. Als Studierende und später als Studierte konnten wir im sozialen Raum einer wie auch immer gearteten Mittelschicht ankommen, in der wir uns akzeptiert fühlten und deren Regeln wir zu spielen wussten. Im Laufe dieser Klassenreise rückten Beobachtungen und Wahrnehmungen in ein neues Licht, die wir aufgrund von Unsicherheit, Zurückhaltung, Neugier und Entdeckungslust am eigenen Leib spürten, die wir aber lange nicht benennen und zu denen wir keinen bewussten Zugang gewinnen konnten. Die in diesem Prozess zur Wirkung kommenden gesellschaftlichen Machtverhältnisse und -dynamiken lassen sich am ehesten mit multiplen, intersektionalen Perspektiven fassen (Binder & Hess 2011). Klasse wird hier als transversale Kategorie gedacht, die stets mit weiteren Dimensionen verknüpft ist und die zu berücksichtigen sind, um Ungleichheitsverhältnisse und Klassenverschiebungen umfassend zu kontextualisieren und zu analysieren (Graf et al. 2022). Klasse, Gender und Rassismus sind Erfahrungen, die uns alle irgendwie betreffen. So ist Klasse nicht nur Thema für Kinder aus der traditionellen Arbeiterklasse, Gender nicht nur Thema für Frauen, und Rassismus betrifft auch diejenigen, die ihn entgegen ihrer politischen Überzeugungen dennoch perpetuieren. Der intersektionale Zugang lenkt den Blick auf die Verknüpfungen zwischen unterschiedlichen „Differenzkategorien“ (Gutekunst & Rau 2023: 179) mit ihren je eigenen Machtverhältnissen.

Aus unserer gegenwärtigen Position heraus verstehen wir Klasse im Kontext einer Verschärfung sozialer Gegensätze und einer Verschiebung der Klassenverhältnisse mit neuen feinen Unterschieden und kulturellen Zuschreibungen. Die neoliberale Neuformierung der Gesellschaft wirft das Klassengefüge durcheinander und zeigt auch im privilegierten Raum der Universität ihre Wirkung (Gutekunst & Rau 2023: 180). Unter diesen Bedingungen ist es wieder schwieriger geworden, die soziale Leiter hinaufzusteigen. Unbefristete Stellen an der Universität sind zu einer Seltenheit geworden (Klecha & Krumbein 2008). Prekäre Arbeitsverhältnisse wiederum nehmen Einfluss auf das professionelle Selbstverständnis von Wissenschaftler:innen, um das sie immer wieder aufs Neue ringen müssen (Bahr et al. 2022). Wir erleben Klasse daher auch im beruflichen Umfeld als Praxis des Suchens, Positionierens und Inszenierens, getrieben vom Druck, sich ständig neu erfinden zu müssen, um in einem System zu bestehen, in dessen Logik man oft doch nur widerwillig funktionieren mag. Um das umzusetzen, braucht es nicht nur ökonomisches, sondern auch soziales und kulturelles Kapital, das kundig in Szene zu setzen ist. So ist der Prozess der Formierung von Klassenbewusstsein letztendlich auch ein performativer.

Ethnografie als Überlebensstrategie

Der reflexive methodische Zugang des Faches und die thematische Offenheit ermöglichten es, unsere soziale Mobilität verstärkt zu reflektieren – mal mehr, mal weniger bewusst. Mit dem Fokus auf der Erfahrung und dem Verstehen des Alltags im Forschungsfeld und dessen historischer Perspektivierung gleichen wir – ob gewollt oder nicht – das im Studium gewon-

nene Wissen mit eigenen Wahrnehmungen ab. Im Forschungsfeld kamen wir mit verschiedenen Lebensentwürfen in Berührung, setzten uns mit diesen intensiv auseinander und erkannten, dass so genannte Randerfahrungen immer Teil einer Normalität sind, auch wenn sie kaum als solche verhandelt und repräsentiert werden. Und so führte der fachliche Zugang unweigerlich auch zu uns selbst. Denn wir wurden auf unterschiedliche Weisen und in diversen Situationen mit den eigenen Vorerfahrungen und familiären Narrativen konfrontiert, und konnten uns diesen aus einer sicheren Distanz neu annähern.

Wie und warum funktionierte nun das ethnografische Vorgehen auf unseren Klassenreisen? In der Ethnografie ist die reflexive Selbstverortung der Forschenden in Beziehung zum Forschungsfeld zentrales methodisches Instrument (Bonz et al. 2017; Eisch 2001). Beate Binder (2008: 11) beschreibt die Ethnografie folgendermaßen: Es gehe „um das Sichtbarmachen von (marginalisierten) Lebensformen, um das Infragestellen kultureller Selbstverständlichkeiten, um die Verflüssigung verfestigter Vorstellungen von der nur einen möglichen Welt(-ordnung), um die Darstellung von Konfliktlagen und das Ausloten von Möglichkeitsräumen". Durch das Oszillieren zwischen Nähe und Distanz, zwischen diversen Akteuren und Positionen, und durch die Prämisse des sich Befremdens trägt die Ethnografie als Methode dazu bei, kulturelle Differenzerfahrungen als solche zu erkennen und zu benennen. Ethnografische Forschungen zeigen zudem die Heterogenität und Komplexität eines Feldes und einer Thematik auf, was vereindeutigende Grenzziehungen von vornherein ausschließt. Es sind die Möglichkeiten der Positionierungen im Dazwischen, von denen wir uns beide angezogen fühlen. So erfordert die Ethnografie nicht nur die Standortbestimmung im Feld, sondern trägt auch zur Reflexion der eigenen Biografie bei.

Wir haben die ethnografische Herangehensweise nicht zufällig gewählt. Mit unseren Forschungsthemen und -feldern verbinden uns Erfahrungen und Vorstellungen von Klasse. Die Ethnografie entspricht unserem Begehren, hinter die Kulissen des Alltags zu blicken, und bringt uns dem Faszinosum näher, wie sich Menschen narrativ und performativ zwischen Randständigkeit und Erfolgsbiografie bewegen. Dabei lassen sich eigene Erfahrungen mit anderen Lebensrealitäten abgleichen. Das ethnografische Vorgehen erlaubt uns, daneben zu stehen und dennoch dabei zu sein.

Juliane Stückrad schreibt hinsichtlich ihrer Forschung vor der eigenen Haustür, dass sich die Ethnografie zur Überlebensstrategie in schwierigen Momenten entwickelte: „Wenn die Welt zu nah heranrückt und Momente der Unübersichtlichkeit verunsichern, hilft Ethnografie, Distanz aufzubauen und Überblick zu erhalten" (Stückrad 2022: 21). So erging es Marion, als sie sich Ende der 1990er Jahre der Londoner aktivistischen Szene annäherte, noch neu in der Stadt und neben der Eingewöhnung mit beruflichen und familiären Verunsicherungen beschäftigt. Manche Praktiken in diesem Milieu kannte sie aus Deutschland, anderes war ihr unverständlich, fast exotisch. Bei den Treffen von *Reclaim the Streets* signalisierten ihr Redewendungen wie *sheep eat men* oder der oft genannte Begriff der *enclosures*, dass sie viel zu lernen hätte, bevor sie sich dort heimisch fühlen würde. In dieser Situation fuhr sie ihre ethnografischen Antennen aus: So konnte sie mit dem verunsichernden Fremdsein umgehen wie eine Ethnografin, die sich in einem neuen Kontext bewegt und Irritationen als wertvolle Hinweise auf das Feld verarbeitet. Der ethnografische Zugang diente ihr als Strategie der Akkulturation (Hamm 2002). In diesem Beispiel für Ethnografie als Überlebensstrategie scheint die Dimension Klasse zunächst ausgespart zu bleiben. Die Entschlüsselung der oben genannten Redewendungen zeigt jedoch, dass die politische Erzählung von *Reclaim the Streets* über den Rückgriff auf ein spezifisch englisches kollektives Gedächtnis Bezüge auf Klasse beinhaltet. Der Historiker E. P. Thompson bezeichnete die historischen *enclosures* –

die Einhegungen des vormals von der Bevölkerung genutzten Landes zum Zweck der profitablen Schafzucht – als „a plain enough case of class robbery" (Thompson 1963: 219). Mit der eigenwilligen Interpretation ihrer Straßenparties als „attack on cars as a principle agent of enclosure" (Flugblatt 1998, zitiert nach Past Tense 2019: o.S.) positionierte sich die Bewegung in einer Geschichte des Klassenkampfs in neuem Gewand. Für Janine ließ die ethnografische Methode das stark stereotypisierte Fremdbild über die Menschen im Hafen sowie die komplexen Hierarchien und (Klassen)Strukturen hinter den abstrakten Kategorien Technik und Raum konkret und erfahrbar werden.

So stellt die Ethnografie für uns in Momenten der Orientierungslosigkeit und Bewegung zwischen unterschiedlichen Feldern und Milieus eine Möglichkeit dar, eigene Gedanken neu zu sortieren und Perspektiven zu analysieren. Sie schärft die Wahrnehmung und hilft auf professioneller Ebene beim Navigieren von Fremd- und Selbstbildern, während sie gleichzeitig auf die persönliche Ebene übergreifen und beide verbinden kann. Die ethnografische hat mehr als andere Methoden der Kultur- und Sozialforschung das Potenzial dazu, weil die Wahrnehmung der Ethnograf:in zentral ist. Damit öffnet die Feldforschung nicht nur Türen ins Feld, zu sozialen Gruppen und deren Praktiken. Gerade in Umbruchsphasen wie etwa der Zeit des Promovierens trägt die ethnografische Methodik dazu bei, Dynamiken nachvollziehbar zu machen, Zugänge und subjektive Positionen zu verstehen und damit nicht nur dem Feld und seinen Akteuren, sondern auch den eigenen Projektionen und deren Ursachen auf die Spur zu kommen.

Implizites Wissen über Klasse: Hafenarbeit in Hamburg ethnografieren

In meiner Dissertation analysierte ich (Janine) berufsbiographische Erzählungen ehemaliger Hafenarbeiter mit Blick auf den technischen Wandel. Das Hafenmuseum Hamburg, in dem ich bereits einige Jahre vor meiner Feldforschung als studentische Mitarbeiterin jobbte, war ab 2010 der Ausgangspunkt für meine ethnografischen Erkundungen im und über den Hafen. Das Hafenmuseum ist eine Außenstelle des Museums der Arbeit. Der denkmalgeschützte Schuppen, in dem das Museum untergebracht ist – ein atmosphärischer Raum, in dem die traditionelle Arbeit sinnlich erfahrbar ist –, hat bis heute eher den Charakter eines Schaudepots. Der museale Alltag wurde neben einer Museumsleitung, deren Assistenz und einigen studentischen Mitarbeiter:innen überwiegend durch ehrenamtliche Männer sowie wenige Frauen bestritten. Einige Ehrenamtliche waren bereits seit den späten 1980er Jahren an der Planung des Museums beteiligt, 2005 öffnete es offiziell seine Türen.

Im Hafenmuseum trafen damals ehemalige Kaiarbeiter, Kapitäne, Gewerkschafter, Tallymänner, Containerbrücken- und Kranfahrer, Ausbilder und wenige Akteure aus ganz anderen Bereichen, die das Hafenmilieu in ihrem Ruhestand als ehrenamtliches Beschäftigungsfeld für sich entdeckt hatten, aufeinander. Mir imponierte vor allem, wie sie gemeinsam für das Museum einstanden und es am Laufen hielten. Einen ähnlich familiären Zusammenhalt assoziierte ich mit der früheren Arbeitswelt am Hafen, die ich von Bildern kannte und die im Museum präsentiert wurde.

Als Studentin gehörte es mitunter zu meinen Aufgaben, mit anzupacken und allerlei anfallende Arbeiten zu erledigen. Ich scheute davor nicht zurück, und durch das unhinterfragte gemeinsame körperliche Agieren traten wir alle auf Augenhöhe miteinander in Aktion. Der manchmal raue und chauvinistische Umgangston, gegen den einige Studentinnen versuchten anzugehen, forderte mich eher spielerisch heraus, als dass er mich irritierte. Er

war für mich Teil des Milieus, und ich wusste aufgrund eines nicht weiter reflektierten impliziten Wissens darauf zu reagieren. Zugleich wurde ich im Museum als dem akademischen Milieu zugehörig wahrgenommen. Diese scheinbar gegensätzlichen Positionierungen eröffneten mir heterogene Einblicke ins Feld. Von den aus dem Arbeitermilieu kommenden Ehrenamtlichen, die selbst im Hafen tätig waren, lernte ich viel über soziale Ressourcen und die Tricks, mit denen sich die gemeinsame, aber schwere Arbeit erleichtern ließ. Die Ehrenamtlichen, die Qualifizierungen oder ein Studium hinter sich hatten und vormals Führungspositionen einnahmen, teilten ihre Eindrücke aus hafenpolitisch-organisatorischer Sicht. Zwischen den Zeilen kommunizierten alle ihre Einschätzungen zu den über die Jahrzehnte einwirkenden wirtschafts-politischen Kräfte auf die Entwicklungen.

Die vielfältigen Weisen, auf die die Ehrenamtlichen im Museum Hafenarbeit (in all ihren Facetten) repräsentierten und in Szene setzten, faszinierten mich. Für die Besucher:innen waren sie Zeitzeugen, die die Arbeit und deren Wandel miterlebt hatten und damit authentisch verkörperten. Für die Ehrenamtlichen bildete das Hafenmuseum eine Art Bühne und die dort präsentierten Objekte die Requisiten, auf der und mit denen sie ihr Wissen – aus eigenen Erfahrungen sowie Erzählungen – über den Ort selbst und die traditionelle Arbeit vermittelten. Sie traten im Museum als Hafengemeinschaft auf, die von hierarchischen Unterschieden geprägt ist, aber geschlossen für die gemeinsame Sache einsteht. Das Museum diente mir somit als Vergrößerungsglas für veränderte Arbeitsverhältnisse und die Auswirkungen auf das Selbstbild der im Hafen Beschäftigten.

Die Auswahl der Interviewpartner stellte die erste große Hürde dar. Diskussionen mit Kolleg:innen aus verschiedenen Disziplinen vermittelten mir, dass die Figur des Hafenarbeiters viele Imaginationen hervorruft, wie den solidarischen, den kämpferischen oder den malochenden Arbeiter. Entsprechend wurden authentische Erzählungen erwartet (und das etwa 25 Jahre nach der Tagung *Arbeiterkultur seit 1945 - Ende oder Veränderung?*, Kaschuba et al. 1991). Wurde die Erwartungshaltung nicht erfüllt, fiel der Kommentar, ich hätte vielleicht die falschen Interviewpartner gesprochen, beziehungsweise wurde die Frage nach dem richtigen Interviewpartner diskutiert. Dieser Aspekt beschäftigte auch die Ehrenamtlichen im Museum, als ich sie um Hilfe bei der Suche nach potentiellen Interviewpartner:innen bat. Die Frage entfachte sofort hitzige Debatten darüber, wer ein legitimierter Erzähler über die Arbeit im Hafen sei. Viele waren sich einig, dass sich die Person durch Expertenwissen auszeichnen sollte. An Debatten wie diesen zeigte sich, dass die Akteure im Museum auf berufliche Aufstiege zurückblicken konnten und ihre jeweiligen Karrierewege und Positionen nach dem Ausscheiden aus dem aktiven Berufsleben im Museum weiter verhandelten (Schemmer 2018: 62). Während ich damals damit beschäftigt war, mein Thema zu definieren und eine Fragestellung zu entwickeln, machen diese Szenen aus heutiger Sicht deutlich, dass hinter meiner methodischen Perspektive die Frage nach Klasse verborgen liegt. Derlei Aushandlungen mögen ‚klassistische' Züge aufweisen, lassen sich aber nicht auf diese reduzieren. Denn ein spielerischer Umgang mit stereotypen Zuschreibungen und kulturell geprägten Imaginationen ist längst Teil des Habitus vieler Arbeiter im Hafen und beeinflusst damit auch den Umgang mit Museumsbesucher:innen, der Forscherin und untereinander.

Dass auch ich klassenverhaftete Bilder der Figur des Hafenarbeiters im Kopf hatte, zeigt sich an folgender Episode. Mit einem meiner ehrenamtlichen Kollegen führte ich ein erstes Interview. Wir hatten uns im Museum zwischendurch immer wieder über die Veränderungen der Arbeit unterhalten. Auf seinen individuellen Werdegang gingen wir dabei kaum ein. In meiner Vorstellung war er der klassische Arbeiter, da er zu allen Tätigkeiten viel zu berichten hatte. Dann erzählte er, dass er als junger Mann auf See und dort als Bootsmann

beschäftigt war. In dieser Funktion leitete er circa ein Dutzend Männer an Deck an. Als er im Hafen auf einem Schuppen als Arbeiter anfing, empfand er die Tätigkeit daher als umso schmutziger und schwerer. Nur kurze Zeit später suchte die Firma Ausbilder, er bewarb sich und bekam die Stelle. Im Interview fragte ich ihn daraufhin: „Also wie lange hast du dann so richtig gearbeitet im Hafen?" Nur ein paar Monate, lautete die Antwort. Durch seine Erläuterungen, die ich in Vorgesprächen über Seefahrt und Hafenarbeit hörte, hatte ich ihn mir als körperlich tätigen Arbeiter, nicht als Ausbilder vorgestellt. Zudem verweist meine Nachfrage darauf, dass ich in ihm ein waschechtes Mitglied der Arbeiterklasse gesucht, aber letztendlich nicht gefunden hatte. Denn trotz oder aufgrund seines Aufstiegs ließ er sich (und da war er nicht der einzige) nicht in eine bestimmte Klasse einordnen, sondern verortete sich vielmehr in einem breit gefassten Hafenmilieu.

Hatte die Hafenarbeit über Jahrzehnte hinweg aufgrund der harten und schmutzigen Tätigkeiten mit einem negativen Image zu kämpfen, dominiert heute ein idealisiertes, oftmals romantisches Bild, das umso übermächtiger wurde, je mehr diese Arbeitswelt verschwand. Zudem wird die heterogene Gruppe der Hafenarbeiter oft als homogene Berufsgruppe mit kollektiven Werten verstanden und beschrieben. Allerdings liegen dahinter heterogene Berufe und Karrierewege. Mit dem Prozess der Technisierung änderten sich die Strukturen und Tätigkeiten und jene, denen es möglich war, qualifizierten sich für ‚bessere', technische Berufe. Für viele ältere Arbeiter führte das zu einem Verlust an sozialem und kulturellem Kapital. So beendete ein Interviewpartner, der 20 Jahre lang denselben Beruf ausübte und keine hierarchische Leiter hinaufkletterte, unser Treffen an der Haustür mit dem Kommentar, dass er mir in seinen Augen nicht viel Neues über die Hafenarbeit habe erzählen können. Gesprächspartner, die einen beruflichen Aufstieg verzeichnen konnten, präsentierten sich in ihrer biografischen Selbstverortung und dem Sprechen über Technik wesentlich selbstbewusster.

Der berufliche Aufstieg war also der zentrale Erzählstoff in meinen Interviews. Auch wenn Klasse oder Klassenzugehörigkeiten nie explizit angesprochen wurden, prägten sie doch alle Erzählungen.[1] Umso klarer zeigte sich darin allerdings auch, wie bedeutend das symbolische Kapital einer früheren Arbeiterklasse für die (Selbst-)Verortung der Menschen im Hafen noch immer ist.

Auch wenn meine Tätigkeit im Hafenmuseum meine Forschung legitimierte, bekam ich die Erwartungshaltung einiger Ehrenamtlicher zu spüren, die bestimmte „Feld-Kenntnisse" (Lindner 2001: 16) und Zugänge voraussetzten. Aufgrund meines vergleichsweisen jungen Alters, meines Geschlechts, meiner Zugehörigkeit zum akademischen Betrieb sowie der mir fehlenden praktischen Arbeitserfahrung im Hafen äußerten manche Zweifel, ob ich ihre Ausführungen verstehen würde. Auch mein Forschungsinteresse sowie die gewählten Methoden wurden in Frage gestellt, was darauf verweist, dass nicht nur Hafenarbeit, sondern auch das Schreiben darüber mit unterschiedlichen Kategorien bewertet werden.

Mein Studentenjob hatte mich zu einer Dissertationsforschung und zu einem Thema geführt, dass mir weder bio- noch geografisch nahelag. Und, den „Verweisungen des Feldes" (Eisch-Angus 2019: 40) folgend, kam die Frage nach Veränderungen, dem Performen von oder Beharren auf Klassenbewusstsein auch in der Dissertation und ihrem Titel nur indirekt zum Ausdruck. Aus heutiger Sicht interpretiere ich das implizite Wissen über Klasse, das

[1] Die Interviewanalyse ergab, dass nicht nur strukturelle und politische Transformationen, sondern auch Migration sowie neoliberale Entwicklungen wie etwa die Flexibilisierung der Arbeit zu einer komplexen Klassenverschiebung führten (Schemmer 2018).

die Ehrenamtlichen während der Forschung mit mir teilten, auch als bedeutenden Teil meiner eigenen Klassenreise. Die Ethnografie ermöglichte es, die intersektionalen Klassenstruktur im Hamburger Hafen persönlich zu erfahren und damit die Mechanismen struktureller Ab-, Ein- und Ausgrenzungen erleben, verstehen und einordnen zu können. Zugleich wurde deutlich, dass und wie sich persönliches Erfahrungswissen in der Selbstdarstellung wie im Karrierespiel situativ, findig und konstruktiv einsetzen lässt.

Subjektivierung ins Prekariat: Ethnografie in der Euromayday-Bewegung

„Mit ´ner kaufmännischen Lehre kriegst Du immer ´ne Stelle", sagte meine Mutter und als erfahrene Bürokraft half sie mir (Marion), Bewerbungen zusammenzustellen. Doch weder Lehre noch Studium mündeten in die ‚feste Stelle', die ihr vorschwebte. Der damals noch wirkmächtige „imaginäre Horizont" (Marchart 2013: 12) des Normalarbeitsverhältnisses schien mir wenig attraktiv. Stattdessen habe ich mich nach einer Reihe von freiberuflichen Jobs im Bereich Bildung/Kultur und mehrjährigem medienaktivistischem Engagement im akademischen Prekariat eingerichtet. Diese Selbstpositionierung ist Ergebnis eines Subjektivierungsprozesses, in dem sich Protestlogik, persönliches Erleben und Lektüre mit meiner Forschungspraxis in den Netzwerken der europaweiten Prekarisierungsbewegung kreuzten. Sie fasst meine Klassenposition präziser als alle Versuche, mich in einem Raster von Mittel-, Unter- und Oberschicht, Arbeiterklasse oder (Klein-)bürgertum zu positionieren. Ich lese den Begriff ‚Prekariat' als einen selbstbewusst-kämpferischen. Wie sich ethnografische Praxis mit klassenbezogen Subjektivierungsprozessen in der Bedeutungsproduktion einer sozialen Bewegung in meinem Selbstverständnis zu einem erneuerten Bewusstsein von Klasse verband, ist Thema dieser Zeilen.

Mitte der 2000er Jahre machte in deutschsprachigen Sozialwissenschaften und Medien der Begriff des „abgehängten Prekariats" die Runde (Müller-Hilmer 2006). Prekärität signalisierte dort neben Armut den Ausschluss aus gesellschaftlichen Ressourcen wie soziale Absicherung oder Bildung, verbunden mit Ressentiment und einer Neigung zu extremen politischen Einstellungen. Dagegen umfasste in der von Klaus Dörre und Mitarbeiter:innen entworfenen Typologie der Erwerbsarbeit die „Zone der Prekarität" auch Akademiker:innen, die anspruchsvolle Arbeit unter unsicheren Bedingungen leisten (Brinkmann et al. 2006). Zur gleichen Zeit näherte sich eine soziale Bewegung ihrem Höhepunkt, die jeweils am 1. Mai mit fantasievoll und spielerisch gestalteten Euromayday-Paraden prekäre Lebens- und Arbeitswelten kämpferisch und selbstbewusst inszenierte. Statt am Rande der Gesellschaft situierte die Bewegung Prekäre in deren Zentrum. Im Aufruf zum Euromayday 2005, der in 16 europäischen Städten stattfand, hieß es: „Precarious people are now the corner-stone of the wealth production process" (Euromayday 2005: o. A.). Die Medienpraktiken dieser transurbanen Protestbewegung habe ich in meiner Dissertation im Rahmen eines von Oliver Marchart geleiteten Forschungsprojekts zu Protest und Medien an der Universität Luzern untersucht. Den Euromayday hatte ich jedoch schon vorher kennengelernt.

Als 2001 die erste Euromayday Parade im Mailänder Stadtteil Porta Ticinese startete, jobbte ich in einem Londoner Callcenter. Die Lohnarbeit war nervtötend, aber auch angenehm flexibel, und sie bot mir einen faszinierenden Einblick in die Großstadtprekarität, eine Art Mini-Silicon Valley mit Gesundheitstees, in der eine Crew von jungen DJs, Schauspieler:innen, Grafiker:innen, Doktorand:innen aus ganz Europa telefonische Marktforschungsinterviews in ihren Herkunftssprachen führte und nach Arbeitsschluss den Firmen-PC für

eigene Arbeiten nutzte. Allerdings, meine Frage nach bezahltem Urlaub oder gar Krankengeld rief Heiterkeit hervor. Unsere *zero-hours contracts*, die eine Mindestbeschäftigungszeit von null Stunden festlegten, verpflichteten den Arbeitgeber nicht zu dergleichen Leistungen (Hamm 2005). Im Verfließen von Lohnarbeit und Autonomie bei fehlender sozialer Absicherung erlebten wir die für subjektivierte Arbeit (Schönberger & Springer 2003) typische Dynamik von Versprechen und Zumutung. Für diese Doppelgesichtigkeit prekären Arbeitens fand ich bei Euromayday immer neue witzige und ausdrucksstarke Bilder. Da gab es San Precario, den Schutzheiligen der Prekären, zu dem sich später eine Santa Precaria gesellte, oder die von aktivistischen Kollektiven in Mailand gestalteten *Imbattibili*, unschlagbare Superheroen, die wie in den Marvel Comics über spezielle, hier aus der Prekarität geborene Superkräfte verfügten (Vanni 2007). Im Jahr 2004 reihte sich mein selbstgestalteter Avatar zusammen mit 17.000 anderen aus ganz Europa in eine *Mayday Netparade* im Stil eines einfachen Computerspiels ein (Marchart et al. 2007), im nächsten Jahr ging ich zur ersten Londoner Euromayday Parade, und 2006 trat ich meine Doktoratsstelle in Luzern an.

Für die Feldforschung konnte ich Euromayday Gruppen quer durch Europa besuchen. Dort zirkulierten die gleichen postoperaistischen Ansätze, die uns auch im Forschungsprojekt beschäftigten. Die alljährlichen Euromayday-Paraden platzierten die Analyse einer postfordistischen, von immaterieller Arbeit und Prekarisierung geprägten Gesellschaft im urbanen Raum und setzten sie performativ in Szene. Die Mobilisierungsmaterialien riefen eine von Michael Hardt und Antonio Negri (2000) vorgeschlagene Multitude an, die sich entlang der Erfahrungen prekärer Lebens- und Arbeitsverhältnisse quer zur fordistischen Klassengesellschaft formiere. Im Aufruf zum Euromayday 2005 hieß es:

> As precarious of Europe, flex, temp and contortionist workers, migrants, students, researchers, unmotivated wage slaves, pissed off and happy part-timers, insecure temps, willingly or unwillingly unemployed, we are acting up to take our present in our hands and are struggling for new collective rights and for our possibility to choose. (Euromayday 2005: o. A.)

In meiner Selbstpositionierung blieben die Grenzen zwischen Ethnografin und Aktivistin durchlässig. Während ich als prekäre Wissensarbeiterin die Medienpraktiken der Bewegung wissenschaftlich darzustellen suchte, ließ ich mich auch auf die Suchbewegung der Bewegung in Bezug auf meine eigene Arbeits- und Lebenssituation ein. Wir verbanden die Mittel der Analyse und des Aktivismus mit denen der Imagination und der sozialen Beziehungen. Unsere Alltage wurden zu einer Quelle von Erkenntnis und Strategieentwicklung in Bezug auf das Projekt Euromayday, und für mich auch im individuellen (Arbeits-)leben. Den Umgang mit dem Begriff Klasse erlebte ich als ein Begehren, aus den geteilten Realitäten prekären Lebens ein neues soziales und politisches Subjekt zu produzieren. Aus dem Zentrum der postfordistisch Produktionsverhältnisse heraus agierend, würde es eine Rolle einnehmen, wie sie in der industriellen Gesellschaft die Arbeiterklasse innehatte. Dass Euromayday das Thema Klasse aus der Perspektive aktuell gelebter Alltagserfahrung anging, ermöglichte beides: Differenz und Solidarisierung. Für diesen Prozess wurden eigene Formate geschaffen, wie etwa die zapatistisch inspirierten Freundeskreise in Hamburg oder die prekären Derives des feministischen Kollektivs *precarias a la deriva* (2014) in Madrid. Im Vordergrund stand nicht die individuelle Selbstverortung in einem statischen Klassenmodell. Vielmehr luden die kollektiven Erkundungen dazu ein, aus gelebter Erfahrung heraus die sich verändernden

Machtverhältnisse zu analysieren, und Wege zu ihrer Überwindung zu bahnen. Die Reflexion über die Zumutungen prekären Arbeitens und über eigene Stärken drückte sich auch in treffenden, oft mit einem Augenzwinkern gestalteten visuellen und medial verbreiteten Narrativen aus. Eine der oben erwähnten *imbattibili*-Figuren, Superflex, zum Beispiel, hatte laut Kurzbeschreibung auf einer Webseite alle erdenklichen ungesicherten Arbeitsverhältnisse durchgemacht. Dieser Stress führte zu einer durchaus willkommenen Mutation, die ihr eine nützliche Superkraft einbrachte: Von nun an konnte sie telepathisch mit allen Flexarbeiter:innen kommunizieren und so die ‚universale prekäre Verschwörung' in Gang setzen.

Die in Form und Inhalt von bekannten Genres klassenbewusster Repräsentation abweichenden Euromayday-Paraden stießen innerhalb der Linken nicht nur auf Zustimmung. Gestandene linke Aktivist:innen in Barcelona verspotteten sie – mit Bezug auf die Medienaffinität der Bewegung – als Rebellion hyperaktiver und superkreativer ‚Teletubbies' bar jeden politischen Projekts (Hamm 2015: 14). In Hamburg wurde die Einbeziehung positiver Aspekte von selbstgewählter Prekarität mit dem lapidaren Ausspruch „Wir sind prekär – yeah yeah yeah" (Hamm 2015: 271) quittiert. In einem Mobilisierungsposter setzen sich Aktivist:innen selbstkritisch mit der Klassenposition der Bewegung auseinander. Es zeigt eine Putzfrau, die, auf den Wischmopp gestützt, nachdenklich ein poppig gestaltetes Euromayday Plakat betrachtet. Darauf bezog sich eine kritische, auch den Vorwurf des Klassismus implizierende Frage in einem Interview mit Aktivist:innen aus dem Hamburger Euromaydaykreis, ob denn die Putzfrau bei der Parade dabei gewesen sei. Sie antworteten mit einer Gegenfrage: Ja – „aber wie sah sie aus?" Und weiter: „Ist die Putzfrau (….) hauptberuflich Studentin, nebenberuflich muss sie ihr Geld mit putzen verdienen? Oder ist die Putzfrau jemand, der mehrere Jobs gleichzeitig hat, um über die Runden zu kommen, was mittlerweile die Biografie von vielen Leuten ist? Oder hat die Putzfrau keine Papiere und nimmt chic am Euromayday teil?" Indem sie die Pluralität von Subjektpositionen betonten, verwahrten sie sich gegen die Festschreibung klassenspezifischer Stereotypisierungen. Es gehe ihnen darum, „Kommunikationsräume [zu] eröffnen, in dem diese verschiedenen sozialen Subjekte sich Bewegungsspielraum erkämpfen und aneignen" (Vrenegor 2006: o. A.).

In meiner Feldforschung habe ich nicht nach Herkunftsfamilien und Lebensläufen gefragt. Doch es war deutlich, dass bei Euromayday Migrationserfahrungen und Klassenübergänge unterschiedlichster Art vertreten waren: Eltern aus der Generation der Arbeitsmigration in die Bundesrepublik, Londoner Aktivist:innen mit italienischen Nachnamen. Binnenmigration in Spanien und Italien. EU-Migrant:innen wie ich selbst. Ein Bauernhof als Elternhaus. Von denen, die studierten, waren viele die ersten in ihren Familien. Manche strebten eine wissenschaftliche Karriere an. Heute sind prekäre Arbeitsverhältnisse gerade an der Universität weitgehend normalisiert. Auf die durch Novellen der Universitätsgesetzgebung in Deutschland und Österreich vorangetriebene Prekarisierung des wissenschaftlichen Mittelbaus reagierend, zirkulieren seit 2021 in sozialen Medien die Hashtags #IchBinHanna und #IchBinReyhan. Als kollektive Ankerpunkte einer kritischen Bedeutungsproduktion lassen sie sich neben San Precario und Superflex in die Reihe derer einreihen, die gelernt haben, in prekären Verhältnissen zu leben, und sich gleichzeitig dagegen wehren.

Ausblick

Geprägt durch unsere Herkunft, sensibilisiert für variable Subjektpositionen, die wir uns angeeignet haben und immer wieder korrigieren, ein- oder vornehmen, haben wir Bewusstsein entwickelt für die Greifbarkeit sozialer und kultureller Normen, die wir am eigenen Leib

dekliniert sahen. Episoden wie die oben beschriebenen zeigen, dass Klasse eigentlich überall und jederzeit passiert – in den Konjunkturen der ökonomischen Lage, in Selbst- und Fremdzuschreibungen, in Diskriminierungen und Privilegierungen. Der Prozess geschieht situativ, ist inkorporiert und bleibt oft unausgesprochen, verschleiert hinter nicht ausgesprochenen Worten und impliziten Gesten.

Klasse begleitet viele von uns aus ganz unterschiedlichen Perspektiven, und wirkt sich damit vermutlich auch auf viele Forschungen aus – ob wir sie thematisieren oder nicht, und ob wir (uns) das bewusstmachen oder nicht. Klasse ist – im Sinne der Selbst- und Fremdeinschätzung – auch in der Ethnografie stets kontextabhängig. An welchen Theorien wir uns orientieren, hängt nicht nur von Fragestellung und Forschungsfeld ab, sondern auch vom persönlichen Fundament der Klassen- und Forschungsinteressen. Denn Klasse hat immer auch mit situativen Positionierungen und Interessen zu tun. Daher verbirgt sich Klasse auch hinter kontextgebundenen Affekten, die als Reaktionen auf einfachste Handlungen oder Interaktionen ausgelöst werden können.

Wir sollten uns daher verabschieden vom immer noch in der Imagination herumschwebenden Klassenbegriff des 20. Jahrhunderts. Wer nach der Arbeiterklasse mit Schiebermütze oder Kittelschürze sucht, wird gegen die Wand rennen, und der Kapitalist hat Zigarre und Zylinderhut durch ein Paar (Designer-)Jeans ersetzt. Auch die scheinbar so klare Einordnung der Klassenlage mittels Besitz oder Nichtbesitz an Produktionsmitteln funktioniert nicht mehr in einer Zeit, in der beispielsweise die prekarisierte Akademiker:in mit ihrem eigenen Computer ökonomisch schwächer gestellt sein kann als die Arbeiter:in mit einer unbefristeten Stelle in der Automobilindustrie.

Vielmehr sollten wir den Blick auf die Durchlässigkeiten legen, die die sich verändernden sozialen und ökonomischen Strukturen immer wieder zulassen oder erzwingen, und auf die Positionierungen und situativen Praktiken und Bedeutungsproduktionen der Menschen schauen, denen wir im Forschungsfeld begegnen. In Verbindung mit eigenen, geschmacks- und interessengeleiteten Subjektivierungen und im Interagieren mit Forschungsfeldern und Universität kann sich ein Möglichkeitsraum eröffnen, in dem festgefahrene Hierarchien mal spielerisch, mal kämpferisch durchkreuzbar sind. Klassenbezogene Performativität muss sich nicht darauf beschränken, sich selbst oder andere in die eine oder andere Klasse hinein- oder herauszudefinieren – sie kann auch zur Anpassung des Klassenbegriffs an die gegenwärtige gesellschaftliche Formation eingesetzt werden. Wenn Ärzt:innen streiken und weite Teile der einst dem Bürgertum zugeordnete Berufe von Prekarisierung betroffen sind, wenn Menschen der Zugang zu gesellschaftlichen Ressourcen aufgrund unterschiedlichster Diskriminierungsmechanismen verwehrt bliebt, ist Raum für neue Allianzen, in denen Klassenzugehörigkeit weder einziges Merkmal ist, noch ignoriert wird.

Anmerkungen

Wir bedanken uns bei den Herausgeber:innen dieses Sonderhefts, Felix Gaillinger und Anna Klaß, für ihren langen Atem, die solidarische Begleitung unseres reflektierenden Schreibens und für ihre gehaltvollen Kommentare, die diesen Aufsatz mitgeformt haben. Unser Dank gilt auch der Reviewerin Miriam Gutekunst für ihre wertvollen Anmerkungen und Hinweise.

Literaturverzeichnis

Aumair, Betina & Brigitte Theißl (Hgs.) (2020): Klassenreise. Wie die soziale Herkunft unser Leben prägt. Wien: ÖGB.

Bahr, Amrei, Kristin Eichhorn & Sebastian Kubon (2022): #IchBinHanna. Prekäre Wissenschaft in Deutschland. Berlin: Suhrkamp.

Baron, Christian (2014): Klasse und Klassismus. Eine kritische Bestandsaufnahme. In: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 44/175, 225–235. https://doi.org/10.32387/prokla.v44i175.172

Binder, Beate (2008): Arbeiten (an) der Imagination. Einleitende Überlegungen zum Verhältnis von Kunst und Ethnographie. In: Beate Binder, Dagmar Neuland-Kitzerow & Karoline Noack (Hg.), Kunst und Ethnographie. Zum Verhältnis von visueller Kultur und ethnographischem Arbeiten. Berliner Blätter Heft 46. Münster: LIT, 10–18.

Binder, Beate & Sabine Hess (2011): Intersektionalität aus der Perspektive der Europäischen Ethnologie. In: Sabine Hess, Nikola Langreiter, Elisabeth Timm (Hg.), Intersektionalität Revisited. Empirische, theoretische und methodische Erkundungen. Bielefeld: Transcript, 15–52. https://doi.org/10.1515/transcript.9783839414378.15

Bonz, Jochen, Katharina Eisch-Angus, Marion Hamm & Almut Sülzle (2017): Ethnografie und Deutung. Gruppensupervision als Methode reflexiven Forschens. Eine Einleitung. In: Dies. (Hg.), Ethnografie und Deutung. Gruppensupervision als Methode reflexiven Forschens. Wiesbaden: Springer, 1–24. https://doi.org/10.1007/978-3-658-15838-5

Braun, Hans (1989): Helmut Schelskys Konzept der ‚nivellierten Mittelstandsgesellschaft' und die Bundesrepublik der 50er Jahre. In: Archiv für Sozialgeschichte 29, 199–23.

Brinkmann, Ulrich, Klaus Dörre & Silke Röbenack (2006): Prekäre Arbeit. Ursachen, Ausmaß, soziale Folgen und subjektive Verarbeitungsformen unsicherer Beschäftigungsverhältnisse, Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.

Bublitz, Hannelore (1980): Ich gehörte irgendwie so nirgends hin… Arbeitertöchter an der Hochschule. Giessen: Focus Verlag.

Eisch, Katharina (2001): Erkundungen und Zugänge I: Feldforschung. Wie man zu Material kommt. In: Klara Löffler (Hg.), Dazwischen. Zur Spezifik der Empirien in der Volkskunde. Wien: Institut für Europäische Ethnologie, 27–46.

Eisch-Angus, Katharina (2019): Absurde Angst. Narrationen der Sicherheitsgesellschaft. Wiesbaden: Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-658-20111-1

Euromayday (2005): Common Call. Website www.chainworkers.org. Archiviert unter https://web.archive.org/web/20060806184841/http://www.nadir.org/nadir/kampagnen/euromayday-hh/de/2005/03/68.shtml. Letzter Zugriff: 27.01.2024.

Etzemüller, Thomas (2019): „It's the performance, stupid". Performanz → Evidenz: Der Auftritt in der Wissenschaft. In: Thomas Etzemüller (Hg.), Der Auftritt. Performanz in der Wissenschaft. Bielefeld: transcipt, 9–43. https://doi.org/10.1515/9783839446591-001

Färber, Alexa, Gabriele Dietze, Beate Binder & Kathrin Audehm (Hgs.) (2015): Der Preis der Wissenschaft. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Ökonomisierung akademischer Wissensproduktion. In: Zeitschrift für Kulturwissenschaften 1/2015.

Graf, Jakob, Kim Lucht & John Lütten (Hgs.) (2022): Die Wiederkehr der Klassen. Theorien, Analysen, Kontroversen. Frankfurt am Main, New York: Campus. https://doi.org/10.12907/978-3-593-44718-6

Gutekunst, Miriam & Alexandra Rau (2023): Nachwuchswissenschaftlerin. In: Daniel Habit, Christiane Schwab, Moritz Ege, Laura Gozzer & Jens Wietschorke (Hgs.), Kulturelle Figuren. Ein empirisch-kulturwissenschaftliches Glossar. Münster: Waxmann, 177–184.

Hamm, Marion (2002): Reclaim the Streets! Globale Proteste und lokaler Raum. Transversal Texts. https://transversal.at/transversal/0902/hamm/de. Letzter Zugriff: 27.01.2024.

Hamm, Marion (2005): Willkommen im Callcenter. Eine Montage. Wien: Transversal Texts. https://transversal.at/transversal/0704/hamm/de. Letzter Zugriff: 27.01.2024.

Hamm, Marion (2015): Performing Protest. Media Practices in the Trans-Urban Euromayday Movement of the Precarious. Dissertation 2011, Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften, Universität Luzern. Luzern Open Repository. https://doi.org/10.5281/zenodo.44514

Haug, Frigga (1990): Erinnerungsarbeit. Hamburg: Argument Verlag

Hardt, Michael/Antonio Negri (2000): Empire. Cambridge, MA; London: Harvard University Press.

Jaquet, Chantal (2018): Zwischen den Klassen. Über die Nicht-Reproduktion sozialer Macht. Paderborn: Konstanz University Press.

Kaschuba, Wolfgang, Gottfried Korff, Bernd Jürgen Warneken (Hgs.) (1991): Arbeiterkultur seit 1945 – Ende oder Veränderung? 5. Tagung vom 30. April bis 4. Mai 1989 in Tübingen. Tübingen: Vereinigung für Volkskunde.

Klecha, Stephan & Wolfgang Krumbein (2008): Die Beschäftigungssituation von wissenschaftlichen Nachwuchs. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90974-5

Lindner, Rolf (2001): Von der Feldforschung zur Feld-Forschung. In: Klara Löffler (Hg.), Dazwischen. Zur Spezifik der Empirien in der Volkskunde. Wien: Selbstverlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 13–16.

Marchart, Oliver (2013): Die Prekarisierungsgesellschaft. Prekäre Proteste; Politik und Ökonomie im Zeichen der Prekarisierung. Bielefeld: Transcript. https://doi.org/10.14361/transcript.9783839421925

Marchart, Oliver, Stephan Adolphs & Marion Hamm (2007): Taktik und Taktung. Eine Diskursanalyse politischer Online-Demonstrationen. In: Marc Ries, Hildegard Fraueneder & Karin Mairitsch (Hg.), Dating.21 - Liebesorganisation und Verabredungskulturen, Bielefeld: transcript, 207–224

Marx, Karl (1960): Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. In: Marx/Engels Werke Bd. 8. Berlin: Dietz, 112–208.

Müller-Hilmer, Rita (2006): Gesellschaft im Reformprozess. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.

Past Tense (2019): Today in London traffic history, 1995: Reclaim the Streets block Camden High Street to party against car culture. In: Past Tense. https://pasttense.co.uk/2019/05/14/today-in-london-traffic-history-1995-reclaim-the-streets-block-camden-high-street-to-party-against-car-culture. Letzter Zugriff: 27.01.2024.

Ploder, Andrea & Johanna Stadlbauer (2013): Autoethnographie und Volkskunde? Zur Relevanz wissenschaftlicher Selbsterzählungen für die volkskundlich-kulturanthropologische Forschungspraxis. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 116 (3-4), 373-404. http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-398316. Letzter Zugriff: 27.01.2024.

Precarias a la deriva (2014): Was ist dein Streik? Militante Streifzüge durch die Kreisläufe der Prekarität. Wien: transversal texts.

Schemmer, Janine (2018): Hafenarbeit erzählen. Erfahrungs- und Handlungsräume im Hamburger Hafen seit 1950. Hamburg & München: Dölling und Galitz Verlag.

Schönberger, Klaus & Stefanie Springer (2003): Handlungsräume subjektivierter Arbeit in der Wissensökonomie: Eine Einführung. In: Dies. (Hg.), Subjektivierte Arbeit. Mensch, Organisation und Technik in einer entgrenzten Arbeitswelt. Frankfurt/Main: Campus, 7–21.

Steedman, Carolyn Kay (1986): Landscape for a Good Woman. A Story of Two Lives. New Brunswick, New Jersey: Rutgers University Press.

Stückrad, Juliane (2022): Die Unmutigen, die Mutigen. Feldforschung in der Mitte Deutschlands. Berlin: Kanon.

Thompson, Edward P (1963): The Making of the English Working Class. London: Gollancz.

Vanni, Ilaria (2007): „How to do things with words and images: Gli Imbattibili“. In: Johanna Sumiala-Seppänen & Matteo Stocchetti (Hg.), Images and Communities. The Visual Construction of the Social. Helsinki: Gaudeamus, 147–170.

Vrenegor, Nicole (2006): Die Putzfrau war präsent, aber wie sieht sie aus? Interview mit den OrganisatorInnen des Hamburger Euromaydays 2006. In: ak - analyse & kritik 504, o.S. https://www.linksnet.de/artikel/19802. Letzter Zugriff: 27.01.2024.

Warneken, Bernd Jürgen (2019): Rechts liegen lassen? Über das europäisch-ethnologische Desinteresse an der Lebenssituation nichtmigrantischer Unter- und Mittelschichten. In: Timo Heimerdinger & Marion Näser-Lather (Hg.), Wie kann man nur dazu forschen? Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie. Wien: Selbstverlag des Vereins für Volkskunde, 117–130.

Widhalm, Corinna (2020): „Und warum schreibst du das dann nicht?“ Klasse, Sprache und ich. In: Riccardo Altieri & Bernd Hüttner (Hg.), Klassismus und Wissenschaft. Erfahrungsberichte und Bewältigungsstrategien. Marburg: BdWi, 21–30.

Autor:inneninformation

Marion Hamm ist Europäische Ethnologin an der Schnittstelle von Anthropologie, Medien- und Cultural Studies. Derzeit ist sie Principal Researcher im EU-geförderten Forschungsprojekt „Infrastructuring Libraries in Transformation” (ILIT) am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien. Sie studierte Empirische Kulturwissenschaft und Geschichte an der Universität Tübingen, und Cultural Studies am Centre of Contemporary Cultural Studies in Birmingham. Ihr Interesse gilt der Bedeutungsproduktion in städtischen und ländlichen Umgebungen. Sie forscht und lehrt vorwiegend zu sozialen Bewegungen, Mobilitäten, Migration, umstrittenem Kulturerbe, Prekarisierung und Technosozialität in Arbeit und Alltag. marion.hamm@univie.ac.at

Janine Schemmer ist derzeit Post Doc-Researcher im FWF-geförderten Projekt „Discourses and Practices of the In-Between in the Alps-Adriatic Region: Klagenfurt, Ljubljana and Trieste 1815–1914. A Transnational, Interdisciplinary Co-Research Project“ am Institut für Kulturanalyse der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt. Sie studierte Volkskunde/Kulturanthropologie und Anglistik in München, Murcia und Hamburg. Zu ihren Schwerpunkten in Lehre und Forschung gehören Raum- und Stadtforschung, Mobilität und Materialität, Technikforschung, umstrittenes Kulturerbe und Erzählforschung. janine.schemmer@aau.at

https://doi.org/10.21248/ka-notizen.86.43

Dismantling the Ethnographer's House. On Mexican Middle Classes and Shopping Malls

Carolin Loysa

Abstract

Following Audre Lorde, this paper reflects on how to decolonize the ethnographic endeavor, arguing that every ethnographic inquiry should begin with a critical evaluation of our own class consciousness in relation to our field, and focusing on how class consciousness is inscribed onto our own bodies no less than onto the bodies of our interlocutors. Shopping malls are epitomes of neoliberal capitalism, serving as spaces where middle classes converge under one roof. Particularly in a neo-colonial context like Mexico's, malls tease questions of class in a distinctive manner by utilizing the body as advertising platform. This paper argues that my position as white upper-middle-class (cis)woman from the global north was not only the primary tool that facilitated this research but a tool that significantly influenced its direction and focus. Simultaneously, it raised broader questions concerning intersectional inequalities under neoliberal capitalism and underscores our ethical responsibilities as ethnographers.

Keywords: Class, Whiteness Studies, Mexico, Neoliberal Urbanization, Queer Methodologies

Dr. Carolin Loysa, Department of Cultural and Social Anthropology, Institute of Latin American Studies, Freie Universität Berlin, Germany

---

Introduction: 'Mexico is not racist, but classist'

On a Saturday afternoon in April 2017, I met up with my central interlocutors, Laura and David, to grab a bite at a restaurant near the Angelópolis mall in Puebla, Mexico. While looking for something to do after our meal, we ended up sitting in front of the stairs that lead to the movies:

> The food court behind us, a chosen observation spot, we talk about the different social classes in Puebla and how to distinguish them. Laura and David are frequent mall users, part of the target group of the mall and invited to the events organized for loyal and desired customers[1]. They often mention their Spanish descendance (and the fact of

[1] This is part of a rewards system for loyal clients that includes prices and the possibility to get invited to exclusive events the mall organizes for these clients and desired visitors. These exclusive events were significant for this research, since they allowed me to gain access to the group of actors who represented the inner circle, a sort of mall community of actors who are not necessarily equipped with significant purchasing power but with other desirable features (such as conventionally attractive appearance, good manners,

> having a Spanish passport) while simultaneously highlighting their pride of being Mexican. They both have travelled widely and they obtained higher education at the prestigious private schools and universities of the city. They live in their own house, not far from the mall, in an established middle-class neighborhood, while Laura would love to live in one of the new gated communities in the area around the mall, even if it would mean less living space.
>
> That day, we were watching the people who came down the stairs, while Laura made the remark that they reminded her a lot of her "chacha" – her housemaid[2]. This perception and denomination of actors as out of place, as out of her own social space, became clear in another moment in her house when she told me that she would remodel her downstairs service bathroom so that also "normal" people can use it, indicating where and how she draws distinction between social actors and what this remark means: excluding people like her housemaid from being conceded the same amenity as "normal" people like herself. She told me that day in the mall that she didn't understand why they – those like her maid – were there and what for, thereby delineating clear socio-spatial boundaries within the mall as a space for a certain kind of people. Another thing frowned upon by my interlocutors were those – usually darker skinned – people who came very dressed up while those perceived as from a "lower level" who did not dress up were seen as out of place but rather accepted for being "sencillo/a" ('simple'), indicating that there was no aspiration to be situated as anything but 'simple', as anything more than what my interlocutors concede at a first glance. (field notes, 18.02.2017)

This short introductory vignette serves as exemplifying context for the hidden dangers and disguises of the famous Mexican saying: "México no es racista, es clasista". I have heard this phrase countless times and it became the emic ethnographers gift I sought to unpack because I could not believe its content.[3]

Regarding the question of social classes, the simple-or-not-distinction mentioned above points to the symbolic constitution of social mobility. Being 'simple' implies not attempting to be someone you are not, hence not daring to aspire or demand access to a social space that historically and aesthetically is not perceived as yours by the space's hosts[4]. This threatens an order that, by my interlocutors, is perceived as static rather than negotiable or in flux. I had understood that skin tone was essential in these classifications though never directly

---

eloquence) to allow them being part of the social circle that constitutes the image of the target group for the mall.

[2] She chose to shorten the word 'muchacha' by using the diminutive.

[3] These classifications mentioned here occurred in the context of an extensive ethnography aimed at unpacking the question of the Mexican middle classes in relation to neoliberal urbanization. Laura and David (names changed here to protect their identity) agreed to assist me in studying the social impact of the mall in Puebla and immediately told me they can tell how to classify the visitors. They were always aware that I was doing research, my recorder or notebook was in my hands at all times and they would also tell me what not to put in the study or write down. After a while, much in the manner proposed by Gluckmann (1963), my interlocutors themselves have established talking about others in the mall as gossip, while not once doubting their own ability or authority to classify people, and without questioning their own position that allows them to concede acceptance and access to the space mall.

[4] The notion of the host has been described by Sara Ahmed (2004: 117–118), explaining the host-feeling that the white subject maintains by being constituted as the social norm (by nation states or media).

mentioned – as often the same choice of style would be frowned upon when seen on a darker skinned person but accepted on someone with lighter skin, and then would be re-translated in very restrictive and rigorous dress codes. Following that line, considering the mall as the space of the white upper-middle classes raises interesting questions about class belonging in Puebla. Historically, the mall has been associated with the middle classes, serving as a microcosm to zoom into these negotiations of social classes, especially since the mall has been constituted as a new urban center and a reference point to the city.

The following text is intended as a methodological reflection on doing ethnography from a privileged position. At the same time, it delivers insights into the intersections of Mexican classism and racism that could only be investigated thanks to this privileged position. It is divided into three parts: the first two ', provide some conceptual elements and explore the correlation between questions of neoliberal urbanization and the question of the middle classes in Mexico. The third part, titled '(Auto)ethnographic Explorations: Lifestyle Representations as Master's Tool', examines the mall as an agent and how it shapes class negotiations in the city through its advertising strategies, which also affect the positioning of bodies in a certain way, including that of the ethnographer.

Mastering Mallification

The mentioned mall is located in the city of Puebla, the fourth biggest city in the country and one of the few that has been established strategically by Spanish colonizers as a convergence point between the port in Veracruz and the capital, Mexico City. Today, it is famous for its UNESCO-protected historic city center, its status as a university city with a high density of educational facilities, and for being a rapidly growing city that retains young professionals, providing job opportunities in a place known for its conservatism within the country.

The centro commercial Angelópolis – with 'Angelópolis' being an allusion to the city's name and its founding myth of being the place where angels danced – was later rebranded as Angelopolis Lifestyle Center and is a generous and luxurious shopping mall that had opened around one year prior to my first arrival in Puebla in 2002.[5]

This urban development is one of the largest megaprojects in Latin America and was the starting point for a highly controversial urban project involving not only local but also federal government participation. This project included granting building rights on land that had previously been declared a Territorial Reserve and further involved the expropriation of communal land (Jones & Moreno-Carranco 2007; Vázquez Pinacho 2007; Cabrera Becerra & Guerrero Bazan 2008). The urban development and its associated conditions are best described by Jones and Moreno-Carranco, who analyze Angelópolis and Santa Fé as two of the largest megaprojects in Latin America, contending that they are differentiated spaces for appropriation, revealing the local production of the global (Jones & Moreno-Carranco 2007: 144).[6] In Mexico, the implementation of the North American Free Trade Agreement (NAFTA) in 1994 was promoted as a beacon of hope and an avenue for the country's prosperity and

[5] It was located on the outskirts of the city and thus relatively far away, and could be reached only by taxi or car at this time.

[6] As they further state: "Under the auspices of a government trust, the Fideicomiso Angelópolis, a package of large scale interventions were envisaged […] The largest project, however, was the development of 1082 hectares previously expropriated by the state for less than US$1 per m^2 from four 'agrarian' communities on the city's periphery" (Moreno-Carrranco 2007: 152).

progress (Zárate-Ruiz 2000). The period of this agreement coincided with the implementation of urban development programs and the proliferation of shopping malls. The mall was the anchor and starting point for the regional development program in Angelópolis, explicitly aligning itself with the neoliberal agenda. As a result, the federal government, along with the World Bank intervened by providing the necessary resources for the execution of the projects. In this way, they generated confidence in the private initiative (Vázquez Pinacho, 2007: 63), aligning the mall's inception with the brutal birth of Mexican neoliberalism.

In this vein, the Angelópololis mall in Puebla presents a striking case of mallification, a term commonly defined as the 'transformation into a shopping mall'. This sense of the term has been widely adopted by the media, often used to describe the proliferation of malls in general. I argue that mallification is a useful concept for highlighting the importance of material structures in driving the neoliberal project and the social repercussions it entails. Relatedly, I first encountered this term in an academic context: Dávila Santiago, in his study on shopping malls in Puerto Rico, employs it to describe a facet of the globalized world that points to the fact that in and through the mall we contribute to the hegemony of financial capital (Dávila Santiago 2005: 364).[7] I further claim that the *mallification* of Puebla does not stop at the mall, nor at the area around it, but is a socio-political project that extends across the whole city, where the city center is being restored in the image of an open mall, as tourist attraction, and where people are sold ideas of safety. The city thus comprehensibly becomes a commodity, the reflection of an image and a lifestyle to be sold. In this manner, mallification here is applied to point to the very material and territorial notion of neoliberal urbanism manifested in and through the shopping mall as a central urban landmark and representational space.

The social and symbolic significance and impact of this urban development can be best described through a statement made during a conversation I had with my friend Chucho, who was an avid mall-goer throughout his adolescence and early twenties. I sought to understand how he explained the success of Angelópolis, which, over the years, had turned into a central hub, a public gathering place, and consequently, a sort of reference space for the middle and upper-class sectors of the city.

> "[Before] options were very limited: there was a Sears[8] in the city center that was stuck in the 80s, a chain called Rodoreda that got shut down a few years before Angelópolis had opened and a remedy of Liverpool called Fábricas de Francia where you could find the leftovers of what they did not sell in the capital —boring! Where I'm going with this is that when Angelópolis opened and the big stores that before you could only find in the capital started to arrive, what also arrived to the city was a feeling of progress. It created the illusion to be a big city, like the capital, much above the other neighboring cities. Everyone wanted to be a part of this and to be a bit closer to this modernity. In the first years it shifted from a peripheric area to being the area of the city […]." (Interview, 27.03.2015, translation by the author)

[7] I further claim that the *mallification* of Puebla does not stop at the mall, nor at the area around it, but is a socio-political project that extends across the whole city, where the city center is being restored in the image of an open mall, as tourist attraction, and where people are sold ideas of safety. The city thus comprehensibly becomes a commodity, the reflection of an image and a lifestyle to be sold.

[8] Sears belongs to a chain of department stores based in the United States

Chucho identifies a causal relationship between the arrival of the big stores and the sense of progress in the city.[9] Considering feelings of progress and modernity in relation to class raises questions of accessibility and further displays a way of racial thinking that frames ideas of class belonging, as echoed in the introductory comment made by Laura. Peter Wade has defined this as follows:

> "Racial thinking is based on a complex and shifting set of ideas about certain aspects of physical appearance, linked to descent and the inheritance of 'natural' and 'cultural' traits. These ideas have developed within a specific history of originally European and then global colonialism – as opposed to the ideas being simply one mode among a universal set of human ways of thinking about difference. Racial thinking is thinking about appearance, inherited substance and behavior in relation to specific categories which emerge out of colonialism. Racial categories are the product of historical, political and economic contexts – they are social constructs in the usual terminology." (Wade, 2012: 80)

This resonates with Vainer (2014), who advocates for the decolonization of urban knowledge and city planning. Similar to Chucho, Vainer argues that "progressively, the Western – European and later North American – city became a universal model, exported in modes of urbanization and territorial land use planning and practices of production and consumption" (Vainer 2014: 49). He suggests freeing ourselves from competitive urban marketing models that hark back to colonial aspirations of progress and modernity, which aim to transform the city into a world-class city while obscuring urgent issues of social and urban inequality rooted in historically segregated cities (c.f. Vainer 2014).

Mastering the Middle Classes

Returning to the introductory vignette and Laura's remark on how she perceives the others in the mall, the way she concedes belonging to that space from her privileged social position alludes to how we can understand and conceptualize the mall as both Master's House and, as will be explored further, as a Master's Tool: "The Master's Tools will never dismantle the master's house" (Lorde 2003: 27), which means that if we use the tools of capitalist-racist-patriarchy to examine that same capitalist-racist-system, our results will be rather narrow. (cf. ibid.) For the argument made here, it means that as ethnographers we ourselves are at risk of becoming that same tool if we are unaware of our place and keep focusing on those excluded rather than on those excluding, unaware that notions of saviorism that fuel our discipline maintain these tools we thought we deconstructed. Furthermore, the mall in its conception as status-providing consumer temple represents this Master's House and at the same time serves as tool to maintain this system by placing the actors, as described here, for marketing purposes. Additionally, the notion of mallification sheds light on the mastering of capitalist elites and how they assert control over and shape the city, turning citizens into consumers and, in the mall, even into commodities – commodities whose time is consumed

[9] He also situates the city of Puebla to a certain degree in a double semi-periphery: first the semi-periphery characterized by Wallerstein (1976), into which Mexico certainly falls, which constantly confronts the social actors with the imaginary of progress and of the modernity of the so-called industrialized world (García Canclini, 1989: 18) and secondly the allusion to being in the shadow of the nearby capital.

within a space that very prominently presents specific actors as targets while excluding others from the desirable space that is the shopping mall. Thus, when Laura perceives someone as 'like her chacha' and with that automatically as out of place, the master's logic of who has a space in (t)his house and who does not, becomes more pertinent. This also intertwines with questions of class: shopping malls are constituted as spaces for and of the middle classes (Dávila 2016; Donner 2016; Martínez Andrade 2015) and tease ideas and aspirations of being middle class in their marketing strategies. Constituting the mall as an instrument for mastering the middle classes takes on a unique dimension in this specific socio-historic context where social constructions of *race* and class mutually reinforce each other and are not to be understood as separate entities. Furthermore, middle class status itself can be understood as a master's tool, in the sense that the idea of a stable middle class, even if it is only imagined or solely refined to economic status or consumption practices, can be misleading in an economic system driven by credit and debt (c.f. Harvey 2007; Graeber 2011). It can be utilized as a marketing tool to project an idea of imagined social stability in the city that needs to be critically examined and contextualized.

In this manner, I intend to briefly provide some facts and underlying discussion concerning the (economic) implications of being middle class in Mexico. The Organization for Economic Cooperation and Development (OECD) conducted a study on the Latin American middle class, stating that the average monthly wage income of a two-family household that determines one's belonging in the middle class was between 5,346 and 14,256 pesos.[10] However, this economic distribution should be regarded as a benchmark while class-belonging is rather negotiated via cultural traits, education and the social circle that surrounds you. Economic income and demonstrated purchase power can be misleading or present as only one factor in the complex social composition of the middle classes, as seen in the statements made by my central collaborators who, like many others, self-identify as middle class. Middle classes are said to be the primary beneficiaries of urban infrastructure programs (Harvey 2007; López Santillan 20008; Dávila 2016). The significance of the global middle classes has been stressed by anthropologist Henrike Donner, who states that ethnography has shown that middle class homes not only cultivate new meanings related to individuality, self-improvement and discipline, but also function as sites where neoliberalism is fully realized. Here, notions of respectability and upward mobility are linked to aspirational lifestyles and micro-practices embedded within the broader fabric of a class-based society (Donner 2017: n.p.). Consequently, I argue that what she claims of middle-class homes applies similarly, if not more prominently, to a shopping mall. As she further states,

> "[a]t a time when middle class lifestyles are actively encouraged both by nation states and international institutions (including corporations), when politicians are pushed to support the 'squeezed middle', and when class is used by many to describe who they are or hope to become, it seems necessary to investigate the links between middle class self-identification and the institutional factors that help to shape this, and anthropology is surely well equipped to do so" (ibid.).

In 2015, Mexican anthropologist Roger Bartra and economist Gerardo Esquivel engaged in a public discussion regarding the middle classes in Mexico. Central to this discussion was the

[10] I did not ask my interlocutors directly about their income, as this was a sensitive subject, especially given that most of them work freelance. Nonetheless, I maintain that most of them can be placed at the upper end of the income scale or even above it.

question of whether Mexico should be considered a 'poor' or a 'middle class country'. In this debate, Esquivel, in his final response, classifies the question of whether Mexico was poor or middle class as trivial and states that it was much more important to fight poverty in the country (Esquivel 2015: n.p.). Bartra, on the other hand, argued that understanding the middle class is crucial for comprehending contemporary Mexico, including and especially concerning poverty. He articulated, "[in the middle class], differences, identities and discriminations are reproduced in a variety of forms that continue to mark society" (Bartra 2015a: n.p.) He concluded by stating that Mexico was already a country wherein the hopes and fears of the middle class dominate the cultural and political scenery (Bartra 2015b: n.p.). In this debate, and probably also due to my scientific-disciplinary affiliation, I side with Bartra, who argued that the middle class is "a heterogenous conglomeration of social groups, an enormous space in which certain ways of life can be recognized" (Bartra 2015b: n.p.). Hence, the guiding questions to decipher the mall as an epitome of middle class identities were as follows: Who are these middle classes in Puebla, and are there distinct lifestyles among them? Is it even appropriate to categorize these diverse groups under a single terminological framework? In more specific terms for analysis, how do the upper-middle classes distinguish themselves from or align with other social groups or classes found in the mall?

In his treatise on the capital's middle class, López Santillán asserts that the middle class is the "touchstone in redefining the economic, social, cultural, political, and urban dynamic of modern societies" (López Santillán 2008: 15) and highlights the important correlation between class structure and urban space (ibid.: 21). As argued here, social stratification in Mexico – and Puebla – cannot be solely attributed to neoliberal urban policies in relation to class; it must also consider urban and colonial imaginaries that still influence everyday practices, especially those of the upper and upper-middle classes. Prominently positioned at the beginning of this paper, something I repeatedly encountered during my research was the conceit that Mexico is not racist but classist. I thus examine more closely how 'culture' and 'class' are constituted by my interlocutors in the mall and in relation to the other groups present there.[11]

In his work *Distinction. A Social Critique of the Judgement of Taste*, Bourdieu employs class structure precisely as a multidimensional social space that is comprised by the field of social positions and the field of lifestyle. He argues that positions in this social space are negotiated through material exchanges in the field of social positions which occur in conjunction with symbolic negotiations in the field of lifestyle (Bourdieu 1984). Furthermore, the concept of habitus, defined as the embodied history manifested in the social actors' systems of feeling, thinking and behaving (ibid.: 166), is crucial for deciphering social differentiations exercised through symbolic patterns of domination within the mall community, involving actors like Laura and David. As indicated via the introductory field note, thinking about lifestyle and the importance of looks in Mexico should draw our attention to *race* as socio-culturally developed distinguishing characteristic, as it is a country where the relation between poverty, discrimination and skin tone has been proven.[12] Being white or 'europeanized' represents a

[11] The denomination 'other groups' is rather polemic and should be understood as an emic category, as this form of othering arose from the statements of my interlocutors. We do not know if the person identified as 'like her chacha' by Laura ultimately possesses more purchasing power than Laura herself or not.

[12] The National Institute of Statistics and Geography (INEGI 2017) for the first time officially confirmed that in Mexico there is a cause-and-effect relationship between skin color and socio-economic status that dissolves this distinction between social and ethnic segregation.

unique form of capital that has to be addressed in this context. Therefore, when analyzing these phenomena, we have to broaden Bourdieu's approach and adapt it to this sociocultural context where dress as the body surface and the body itself are considerably connected. Luis Martínez Andrade, in his chapter *The Shopping Mall as the Paradigmatic Figure of Neocolonial Discourse* takes account of these specificities of a society where colonial paradigms of differentiation still appear to set the pace for hegemonic discursive practices (Martínez Andrade 2015: 37), as divulged in Laura's statement, drawing a line between "normal" people like herself and "lower level" people like her housemaid which follows this colonial paradigm. He further argues that analyzing the hegemonic corporeality in Latin America allows us to observe the internalization of the canons of beauty and the prescriptions of what is aesthetically valid in a context of colonial continuity (ibid.: 50). He proposes to incorporate the inescapable notion of corporeal capital, which he defines as phenotype characteristics and somatic features that determine the locus of enunciation in geopolitically specified social-cultural relations (ibid.). As indicated before through Laura's determination of the 'chachas' in the mall, the phenotypical characteristics are never explicitly mentioned as distinguishing feature by the social actors in focus, but translated into perceptions on fashion styles in relation to urban practices like going to the mall.[13] In this context, corporeal capital has a similarly transversal logic as economic capital in the way it is correlated to ideas of culture. Echeverría (2010) has described this idea of whiteness as a way of conforming to capitalist modernity. From this perspective, the notion of the Whitexican[14] was born, which, rather than referring to skin color, pays tribute to the discriminatory attitudes of a privileged sector of the Mexican society. As stated earlier, *race* represents a historical relationship that reproduces entrenched hierarchies of class domination, aiming to legitimize labor division responding to a long and contradictory process of the formation of a social body (c.f. Forssell 2020; Vainer 2014) that narratively excludes the body of the perceived "chacha" from a prestigious shopping mall.

Thus, given that the mall is not only deeply affected by these local hegemonic discourses that position it as a prestigious discursive object in the urban imaginary but also employs these imaginaries as marketing strategy, the question remains: how does the mall, as actor, serve as a tool for mastering these urban middle classes and their self-perception?

(Auto)ethnographic Explorations: Lifestyle Representations as Master's Tool

As for the constitution of the mall as space for and of the middle classes, I asserted that the mall teases aspirations through its marketing strategies that incorporate historically shaped distinctions that are discursively maintained as class distinctions.

On that same day in the mall, when Laura had referred to those she perceived as being "from a lower level" and explained why the social classes were so strongly labeled ("marcadas") in Puebla, she and David started a discussion on the topic of social classes. Initially

[13] On that note, Turner argues that dress becomes the language through which the body as common frontier of society is ex pressed (Turner 2012: 486). Martínez Andrade, accordingly, contends that the body is a sign of the hegemonic narrative and adopted as walking commercial which serves to advertise its imperial signs that we especially find in a shopping mall (Martínez Andrade 2015: 43).

[14] First mentioned on Twitter in the year 2008 it unites the words Mexican and white to point to a certain sector of the Mexican society (s.f. Forssell 2020).

uncertain about their place within the constructs of the middle classes, they ultimately decided on being upper-middle class based on their self-defined class belonging: this idea of class belonging that many of my central interlocutors shared was dispatched from economic status[15] and defined their class as those who belong to their social scale, their social circle, those they went to school with. David took it a step further and, without having read Bourdieu, defined class belonging as related to having the same habits and customs, the same lifestyle. Thinking about the mall's marketing strategies and the way it rebranded itself as lifestyle center plays into that same logic: conceding the mall space, and consequently class belonging, exclusively to a certain kind of people.

During a conversation with Gerardo, then marketing director whom I had met at the Starbucks in the mall, he expressed the following: "But for the media I need a luxury atmosphere, so I need luxury people." (Interview, 16.01.2017, translation by the author) The notion of "luxury people" alludes to a specific social space in the social strata and refers to higher class people – Whitexicans. As pointed out before, it refers to those "aesthetically valid in a context of colonial continuity" (Martínez Andrade 2015: 50). On another occasion, Gerardo even referred to the "correct people" and told me he invited the social circle around his mom[16], even if they did not purchase anything in the mall and so officially had no right to get invited to the mall events. Laura and her friends are invited because they comply with the image of "luxury people". Consequently, class belonging in this context is primarily a symbolic act, governed by specific norms on how to adequately use this lifestyle moment which further depends on your corporeal and cultural capital rather than your economic one. This relates to Navarrete's observations concerning the editorial whitening (Navarrete 2016: 61) as seen here:[17] a white woman alongside the statement "The only appearance that does not cheat is mine".



Figure 1: Poster at Angelópolis Mall.
Source: Luxury Hall Facebook (2010).

[15] It is not a secret that many of those perceived as belonging to a higher class, especially in the mall, struggle with debt and financial challenges in making ends meet. They often face a lot of pressure to conceal these struggles.

[16] Laura is a childhood friend of Gerardo's mother.

[17] Figure 1. Extracted from the Facebook page *Luxury Hall*, the newer branch that had been added to the Angelópolis Mall in 2010. This was a widely spread marketing campaign with posters all over the mall, it was also the cover of the magazine the mall publishes (Luxury Hall 2010, https://www.facebook.com/Luxuryhall/photos/a.274708015952283/1297560223667052/?type=3, last accessed: 10.02.2024).

This starkly illustrates the notion of "luxury people" mentioned by Gerardo, opposed to the "chachas" identified by Laura. This indicates in a brutal way that there are appearances that can cheat, pointing to a colonial matrix (Vainer 2014) that significantly informs negotiations of class belonging which culminated into the logic of the Whitexican. As Sara Ahmed (2007: 156) contends:

> "White bodies are habitual insofar as they 'trail behind' actions: they do not get 'stressed' in their encounters with objects or others, as their whiteness 'goes unnoticed'. Whiteness would be what lags behind; white bodies do not have to face their whiteness; they are not orientated 'towards' it, and this 'not' is what allows whiteness to cohere, as that which bodies are orientated around."

This brings me to reflect on my own position as a researcher and mall visitor, a position that has been underscored by David that same day described here. While observing me coming down the electrical stairs, he classified me as someone who "does not have to show off or prove anything". As a Mexicanized German-Lebanese researcher from Berlin, I had demonstrated that I didn't need to pretend, that I did not have to display anything, and that I did not become stressed, following Ahmed (2007). Hence the question is: as researchers, shouldn't we have to face, scrutinize, problematize and address our whiteness more thoroughly? Should we not get stressed?

In the mall, not being white is something that is noticed; it closes the door to the shopping mall. Not being white would have led to an entirely different research project.[18] Once more returning to the famous saying that 'Mexico is classist, not racist', this unsettles the understanding and conceptions of class in a country that 'mestizo-washed'[19] these embodied signifiers of distinction and discrimination into the notion of class in a socio-historical context where middle-classness has been linked to whiteness.

Turning back to the mall, it can be conceptualized as a master's tool and master's house in the manner that it embodies a logic of hierarchy and hierarchization. Additionally, through their marketing strategies, the mall fuels social competition and contributes to the labeling of classes and classed practices.[20] The mall is a house rooted in a racialized patriarchal logic, determining whose bodies are desired and who is considered as out of place. In this manner, similar to the question of class in relation to racial thinking, mallification serves as a tool for performing middle-classness.

When I started this research project, I had in mind the question from Spivak's famous essay: "Can the subaltern speak?" (Spivak 1993: 90), wondering who were "the subaltern in

[18] On that note see further Giglia (2003) who describes the challenges and discriminations her non-white students faced doing research in a Mexican Shopping Mall.

[19] A provocative term used by the author, following the concept of greenwashing or pinkwashing, that aims to critique the notion of a 'raza cósmica' (cosmic race). This term was introduced by José Vasconcelos in 1925 with the aim to erode ideas of social Darwinism that were very present in a country that was about to reinvent itself in the model of Europe. However, it also aimed to acknowledge all citizens by stating thatthat everyone is a mestizo/a, thereby erasing the deeply ingrained social and corporeal distinctions that persist in Mexico.

[20] Through its centrality as emblematic and representational space for the city, as well as through these exclusionary marketing strategies, the mall becomes a significant (urban) social agent that exercises a form of social domination which takes up and furthers patterns of racial thinking and negotiations of class belonging. As ethnographer, being accepted by this social agent was as crucial for the research project as being seen as "one of them" by my interlocutors.

the mall". However, I found the second question she poses right after much more intriguing, pertinent and important, especially regarding my own position in the mall that I myself had frequented as a teenager: "What must the elites do to watch out for the continuing construction of the subaltern?" (ibid.). Thus, my research centered on the shopping mall as both a material and social space, serving as an epitome of neoliberal urbanization. My primary focus was on the white upper-middle classes, who consider this space as their own and are targeted by the mall administration, much like myself. To scrutinize the ongoing construction of the subaltern in the mall, I examined the behavior and dynamics of the white upper-middle classes.

Returning to the methodological questions posed here, my own positioning significantly informed and shaped the research I conducted. In the words of Lorde, I had to find new tools to comprehend the mall and the signifiers I carry within my own body and identity. As she states:

> "difference must be not merely tolerated, but seen as a fund of necessary polarities between which our creativity can spark like a dialectic. Only then does the necessity for interdependency become unthreatening. Only within that interdependency of different strengths, acknowledged and equal, can the power to seek new ways to actively 'be' in the world generate, as well as the courage and sustenance to act where there are no charters." (Lorde 2003: 26)

These different strengths reflect our different positions as researchers in a discipline that was born with and out of colonialism, differences that have to be made visible and explicitly addressed. Being considered target for the mall was an existential part and starting point for this research, as this cultural-corporeal-social capital made me honorary member and gave me access.

Moussawi, in his brilliant ethnography on queer strategies in Beirut, suggests moving toward "queer flexible methodologies" as an orientation that asks us to consider the constantly changing nature of the field, disruptions, and nature of access. A queer flexible methodology accepts that our methods are co-constituted by the field and are part and parcel of fieldwork that require a certain form of letting go and of being humble (Moussawi 2020: 8). 'Queer' can function as a conceptual tool to point to the necessary disruptions, and as methodology can disrupt and dismantle the masters – ethnographer's – house. It makes us rethink questions about distance and (dis)comfort while doing research though the aim should be that 'queer' as distinguishing feature to the still exiting normative master's tool becomes obsolete. In this manner, Anima Adjepong, in their insightful reflection on doing ethnography from a queer of color perspective argues: a "reflexive practice brings to light how the privileging of certain bodies can obfuscate the ways in which the ethnographer's embodiment is implicated in their research" (Adjepong 2019: 28).

What I wanted to emphasize here are two central arguments: first, to scrutinize our understandings of class belonging according to the context in which we conduct research, while at the same time writing ourselves back into the narrative to break through and disrupt the colonial history of our discipline; second, to find ways to continue to make our research personal without losing scientific rigor (Abu Lughod 1991), and to problematize and advance the notion of situated knowledge. Ethnography has always been an explicitly classist and racialized project, making it particularly necessary for those of us conducting research in the global south while inhabiting bodies that work, represent, and teach from the global north, to reflect upon these circumstances.

References

Abu Lughod, Lila (1991): Writing against culture. In: Richard G. Fox (ed.), Recapturing Anthropology. Working in the Present. Santa Fe: School of American Research Press, 137–162.

Adjepong, Anima (2019): Invading ethnography. A queer of color reflexive practice. In: Ethnography 20/1, 27–46. https://doi.org/10.1177/1466138117741502

Ahmed, Sara (2004): Affective Economies. In: Social Text 22/2, 117–139. https://doi.org/10.1215/01642472-22-2_79-117

Ahmed, Sara (2007): A phenomenology of whiteness. In: Feminist Theory 8/2, 149–168. https://doi.org/10.1177/1464700107078139

Bartra, Roger (2015a): Igualdad y diferencia. In: Reforma. Periodismo independiente. https://www.reforma.com/aplicacioneslibre/preacceso/articulo/default.aspx?__rval=1&urlredirect=https://www.reforma.com/aplicaciones/editoriales/editorial.aspx?id=66939&referer=--7d616165662f3a3a6262623b727a7a7279703b767a783a--. Last accessed: 10.02.2024.

Bartra, Roger (2015b): Un país de clases medias. In: Reforma. Periodismo independiente.https://www.reforma.com/aplicacioneslibre/preacceso/articulo/default.aspx?__rval=1&urlredirect=https://www.reforma.com/aplicaciones/editoriales/editorial.aspx?id=67912&referer=--7d616165662f3a3a6262623b727a7a7279703b767a783a-- Last accessed: 10.02.2024.

Bourdieu, Pierre (1984): Distinction. A Social Critique of the Judgement of Taste. London & New York: Routledge.

Cabrera Becerra, Virginia, Juan Manuel Guerrero Bazán (2008): La política de suelo en Puebla. La reserva territorial Quetzalcóatl-Atlixcáyotl, fuente de segregación socioespacial y riqueza selectiva. Puebla: Benemerita Universidad Autónoma de Puebla.

Dávila Santiago, Rubén (2005): El Mall – Del Mundo al Paraíso. San Juan: Ediciones Callejón.

Dávila, Arlene (2016): El Mall. The spatial and class politics of shopping malls in Latin America. Oakland: University of California Press.

Donner, Henrike (2017): The anthropology of the middle class across the globe. In: Anthropology of this century 18. http://aotcpress.com/articles/anthropology-middle-class-globe/ Last accessed: 09.02.2024.

Echeverría, Bolívar (2010): Modernidad y blanquitud. Mexico City: Era.

Esquivel, Gerardo (2015): La Verdad Sobre La Clase Media En México: Respuesta a Roger Bartra. In: Horizontal. http://horizontal.mx/la-verdad-sobre-la-clase-media-en-mexico-respuesta-a-roger-bartra Last accessed: 25.09.2019.

Forssell Méndez, Alfonso (2020): Whitexican. Hacia una definición crítica. In: Nexos. https://cultura.nexos.com.mx/whitexican-hacia-una-definicion-critica/. Last accessed: 11.02.2024.

García Canclini, Néstor (1997): Imaginarios Urbanos. Buenos Aires: Ed. Univ. de Buenos Aires.

Giglia, Angela (2003): Cómo hacerse antropólogo en la ciudad de México. Autoanálisis de un proyecto de trabajo de campo. In: Alteridades 13/26, 87–102.

Gluckmann, Max (1963): Gossip and Scandal. In: Current Anthropology 4/3, 307–316.

Graeber, David (2011): Debt. The First 5,000 Years. Brooklyn, Ny: Mellville House.

Harvey, David (2007): Neoliberalism as Creative Destruction. In: Annals of the American Academy of Political and Social Science 610, 22–44. https://doi.org/10.1177/0002716206296780

Harvey, David (2012): Rebel Cities. From the right to the city to the urban revolution. London & New York: Verso.

Hiernaux, Daniel (2014): Proyectos que dividen, Ciudades que segregan. In: Mercedes Di Virgilio & Mariano Perelman (eds.), Ciudades Latinoamericanas. Desigualdad, segregación y tolerancia. Buenos Aires: Clasco, 253-286.

Jones, Gareth A. & Maria Moreno-Carranco (2007): Megaprojects. Beneath the pavement, excess. In: City. Analysis of urban trends, culture, theory, policy, action 11/2, 144–164. https://doi.org/10.1080/13604810701395969

López Santillán, Ricardo (2008): Clase media capitalina. Recomposición de su espacio social y urbano (1970-2000). Mérida: Universidad Nacional Autónoma de México.

Lorde, Audre (2003): The Master's tools will never dismantle the master's house. In: Lewis, Reina & Sara Mills (eds.), Femnist Postcolonial Theory. A Reader. Edinburgh: Edinburgh University Press, 25–28.

Martínez Andrade, Luis (2015 [2012]): Religion without Redemption. Social Contradictions and Awakened Dreams in Latin America. London: Pluto Press.

Moussawi, Ghassan (2020): Disruptive Situations. Fractal Orientalism and Queer Strategies in Beirut. Philadelphia: Temple University Press.

National Institute of Statistics and Geography (INEGI) (2017): Intergeneracional, Comunicado de Prensa Núm. 261/1716 https://www.inegi.org.mx/contenidos/saladeprensa/boletines/2017/mmsi/mmsi2017_06.pdf Last accessed: 09.02.2024.

Navarrete, Federico (2016): México racista. Una denuncia. Mexico City: Grijalbo.

Programa de Desarrollo Regional Angelópolis (1993): http://habitat.aq.upm.es/bpal/pgu-lac/exp/e072.html. Last accessed: 09.02.2024.

Seattle Globalist (2017): Mexican shoppers flock to modern malls as middle-class credit grows. http://www.seattleglobalist.com/2017/09/07/mexico-malls-on-the-rise/68476. Llast accessed: 09.02.2024.

Spivak, Gayatry Chakravorty (1993): Can the subaltern speak?. In: Laura Chrisman & Patrick Williams (eds.), Colonial discourse and post-colonial theory.A reader. New York & Sydney: Harvester Wheatsheaf, 66–111.

Turner, Terence S. (2012): The social skin. In: Hau. Journal of Ethnographic Theory 2/ 2, 486–504. https://doi.org/10.14318/hau2.2.026

Vainer, Carlos (2014): Disseminating 'best practice'? The coloniality of urban knowledge and city models. In: Susan Parnell & Sophie Oldfield (eds.), The Routledge Handbook on Cities of the Global South. London: Routledge, 48–56.

Vázquez Pinacho, Yadira (2007): México y Puebla. Del centro comercial a la ciudad. La construcción de nuevos territorios urbanos. In: Trace 51, 56–70. http://dx.doi.org/10.22134/trace.51.2007.407

Wade, Peter (2012): Race, Kinship and the Ambivalence of Identity. In: Katharina Schramm, David Skinner & Richard Rottenburg (eds.), Identity Politics and the New Genetics. Re/Creating Categories of Difference and Belonging. Oxford: Berghahn Books, 79–96.

Wallerstein, Immanuel (1976): The Modern World-System. Capitalist Agriculture and the Origins of the European World-Economy in the Sixteenth Century. New York: Academic Press.

Zárate-Ruiz, Arturo (2000): A rhetorical analysis of the NAFTA debate. Lanham, New York & Oxford: University Press of America.

Author Information

Carolin Loysa is Scientific Assistant and Women's Representative at the department of Cultural and Social Anthropology at the Institute of Latin American Studies at the Freie Universität Berlin. She holds a BA in Philology and Cultural Studies, and an M.A. in Interdisciplinary Latin American Studies. She obtained her PhD at the International Research Training Group Between Spaces with her dissertation *The Precarity of Progress. Class, Race and the Mallifcation of Puebla, Mexico*. Her research interests lie in the field of Urban Studies and are grounded in Decolonial and Feminist epistemologies, Affect Theory and Political Anthropology, recently expanding to Anthropology of Migration.

https://doi.org/10.21248/ka-notizen.86.42

„Sie dürfen nicht schwarzfahren, Frau Magistra!" Überlegungen zur Klassendimension zwischen Alltagsleben und ethnografischer Forschungspraxis

Natalia Picaroni-Sobrado

Zusammenfassung

Soziale Ungleichheiten werden in Alltagssituationen produziert, reproduziert und hinterfragt. In diesem Beitrag beschäftige ich mich mit der Rolle der Klassendimension in den sozialen Interaktionen während meiner ethnografischen Feldforschungen in Uruguay und Chile. Zu Beginn erläutere ich bedeutende Ansätze für die Untersuchung der Mehrdimensionalität von Herrschaftsverhältnissen in Lateinamerika und kontrastiere diese mit Reflexionen zu meinen Feldforschungen und meinem akademischen Sozialisationsprozess in Österreich. Danach reflektiere ich meine Positionalität als Forscherin in Bezug auf vorherrschende Herrschaftsverhältnisse anhand dreier Feldsituationen im Rahmen meiner Dissertationsforschung (2009–2015). Ich lege dar, dass das Nachdenken über Prozesse der Kategorisierung und Ausgrenzung im Feld zu einer differenzierteren Interpretation der Felddaten, zu einem besseren Verständnis von sozialer Ungleichheit und zu einer erhöhten Sensibilität gegenüber ausbeuterischen, ausgrenzenden und abwertenden Praktiken im Feld und darüber hinaus beiträgt.

Schlagwörter: Soziale Ungleichheit, Klasse, ethnografische Feldforschung, Lateinamerika, Reflexivität

Dr. Natalia Picaroni-Sobrado, Departamento de Ciencias Sociales, Universidad de Los Lagos, Osorno, Chile

Einleitung

Im Jahr 2022 traf ich in Osorno, einer knapp über 140.000 Einwohner:innen großen Stadt im Süden Chiles, an der Bushaltestelle der Universität, an der ich arbeite, einen Anthropologiestudenten. Er wirkte erstaunt und erklärte, er sei überrascht, mich dort anzutreffen, denn er hätte „*nie* gedacht, dass es ‚Professor:innen' gibt, die mit dem Bus fahren" (Feldnotizen, 07.04.2022). Für ihn fahren mit dem Bus nur diejenigen, die sich kein Auto leisten können. Ich erklärte ihm meine Motive und fragte, was er davon halte, dass es doch ‚Professor:innen' gebe, die mit dem Bus fahren würden. Er antwortete, es sei einerseits gut zu wissen, dass „manche Lehrenden unsere täglichen Erfahrungen kennen" (ebd.), denn er habe oft das

Gegenteil gespürt, nämlich, dass die ‚Professor:innen' in einer ganz anderen Welt leben. Andererseits — und wenn er ganz ehrlich sein darf — spüre er an erster Stelle Enttäuschung. Es sei nicht einfach für ihn zu erklären, worauf diese Enttäuschung beruht. Er nehme das Studium unter anderem deswegen auf sich, um danach Konsumgüter wie ein Auto zu erwerben. Aber auch als ich ihm erklärte, dass ich es mir womöglich doch leisten könnte, mit dem Auto zu fahren, ließ seine Enttäuschung nicht nach. Während der Busfahrt notierte ich mir das Gespräch und musste dabei an eine Situation vor etwa 15 Jahren in Wien denken. Eine Kontrolleurin des öffentlichen Verkehrsnetzes verdeutlichte mir meine Klassenzugehörigkeit, nachdem ich ihr ob eines fehlenden Fahrscheins meinen Studierendenausweis vorzeigen musste. Sie schaute mich überrascht an und sagte mit zurechtweisendem Ton: „Sie dürfen nicht schwarzfahren, Frau Magistra!". Die Betonung lag stark auf *Frau Magistra*, was meines Erachtens deutlich machen sollte, dass es mit meinem akademischen Abschluss nicht ‚standesgemäß' sei, ohne gültigen Fahrausweis zu fahren[1]. Im Süden Chiles ist heutzutage hingegen bereits die Nutzung der öffentlichen Verkehrsmittel für Akademiker:innen im Sinne der Klassenstellung unerwartet. Dies weist auf die Naturalisierung sozioökonomischer Ungleichheit im Land hin. Im neoliberal geprägten Gesellschaftsbild gilt das öffentliche Verkehrsnetz — so wie das öffentliche Gesundheits- und Erziehungswesen — als ‚Einrichtung für die Armen'. Rezente ethnografische Forschungen in Chile (Araujo 2019) haben gezeigt, dass Menschen sich im öffentlichen Verkehrsnetz nach eigenen Angaben unwürdig behandelt fühlen. Überfüllte Wagen, extrem lange Fahrzeiten und soziale Interaktionen, die oft als gewaltvoll, unsicher oder unangenehm von den Fahrgästen bewertet werden, führen zu diesem Gefühl der Unwürdigkeit und zur Kritik an den sozialen Umständen. Die Ethnografin Katja Araujo (2019) verweist darauf, dass sich diese Kritik vor allem auf das Verhalten von Individuen in den sozialen Interaktionen bezieht. Ein Zusammenhang mit zugrunde liegenden strukturellen Gegebenheiten, wie etwa der starken sozialen Segregation in der Stadt, welche Arbeiter:innen zu sehr langen Fahrstrecken zwingt, wird seitens der von ihr interviewten Fahrgäste kaum thematisiert.

In den oben dargestellten Situationen finden die kollektiven klassenbezogenen Selbstverständnisse verschiedener Gesellschaften Ausdruck. In alltäglichen Beziehungen — wie in diesen flüchtigen Kontakten im Verkehrsnetz — und Praktiken — unter anderem in unseren Fortbewegungspraktiken — wird soziale Ungleichheit auf intersubjektiver Ebene (re)produziert, legitimiert und auch kritisiert. Dies geschieht oft auf ambivalente Art und Weise. Das Treffen an der Bushaltstellte ermöglichte dem Studenten, naturalisierte Klassenunterschiede zu überdenken. Gleichzeitig brachte es ihn dazu, seine Perspektive des sozialen Aufstiegs durch das Studium anzuzweifeln und somit auch den Sinn seiner Entscheidung, Anthropologie zu studieren, zu hinterfragen. Mir hingegen führte unser Gespräch vor Augen, wie groß die soziale Entfernung zwischen der Lehrkraft und den Studierenden an dieser Universität aus Sicht der Studierenden ist und wie wenig die Auswirkungen dieser Entfernung auf die Lehrpraxis besprochen werden. Ähnliches geschieht meiner Erfahrung nach in der

[1] Gewiss spielen auch andere Elemente, die ich hier nicht analysiere, eine Rolle. Migrant:innen und andere, in der Klassenstruktur als ‚niedrig' gestellt wahrgenommene Personen, werden oft in den Interaktionen mit Beamt:innen zurechtgewiesen. Außerdem soll mittlerweile das Wort ‚schwarzfahren' offiziell im öffentlichen Verkehrsnetz in Wien und anderen Städten nicht mehr verwendet werden, was in Verbindung mit den rezenten Debatten über Rassismus und Diskriminierung steht.

Forschungspraxis. Es stellt sich für mich die Frage: Welchen gesellschaftlichen Beitrag können Forscher:innen mit ihrer Lehr- und Forschungspraxis leisten, wenn sie – wie der Student meinte – keine Ahnung haben, wie die Mehrheit der Menschen im Land lebt – oder zumindest von Studierenden und Forschungssubjekten so wahrgenommen werden?

Bereits in den 1970er Jahren beanspruchte die feministische und postkoloniale Auseinandersetzung mit Wissenschaft und Technologie eine situierte Wissensproduktion. Unter anderen zeigte die Philosophin Sandra Harding (1986), wie persönliche und kollektive Erfahrungen, Werte und Interessen die wissenschaftliche Praxis prägen. Androzentrische und eurozentrische Annahmen führen zu unreflektierten methodologischen und theoretischen Entscheidungen in den Wissenschaften. So dienen Forschungsergebnisse oft zur Legitimation von kolonialen, patriarchalen und kapitalistischen Beziehungen in der privaten und in der öffentlichen Sphäre. Die Debatte über die Auswirkungen von Biographie und Positionierung der Forscher:innen in der Kultur- und Sozialanthropologie kristallisierte sich seit den 1980er Jahren hauptsächlich in Form des Nachdenkens über die Position der Ethnograf:innen und über die Auswirkungen ungleicher Machtverhältnisse zwischen Ethnograf:innen und ‚Erforschten' in den wissenschaftlichen Texten (vgl. Marcus 2015). Der Anthropologe David Graeber (2014) meint, dass Reflexivität zu einer bürgerlichen Form der literarischen Selbstdarstellung wurde. Die allgemein verbreitete Anerkennung, dass es notwendig ist, sich mit Machtgefügen in der Feldforschung bewusst auseinanderzusetzen, minderte das Potential der Auseinandersetzung mit der Positionierung der Ethnograf:innen für eine antikoloniale, feministische und kritische Forschung, anstatt es zu fördern. „It's almost as if the ultimate effect of the ritual denunciation of anthropology as an intrinsically racist, colonialist enterprise was to convince its practitioners that it couldn't possibly be anything else" (ebd.: 81), behauptet er. Die Suche nach anderen Wegen im Umgang mit dem kolonialen Erbe des Fachs führt heute zum Interesse an Möglichkeiten und Grenzen von kollaborativen Forschungsmethoden und zur Vertiefung der Diskussionen über Aushandlung, Umverteilung und politische Selbstpositionierung im Forschungsfeld (vgl. Binder et al. 2013; Hauer et al. 2021; Katzer & Manzanelli 2022). So bieten sich neue Aussichten für eine reflexive Auseinandersetzung mit der Positionierung von Forscher:innen. Es geht nicht ausschließlich darum, wie Menschen in den ethnografischen Texten dargestellt werden, sondern wie die Beziehungen zwischen Ethnograf:innen und anderen Personen im Feld stattfinden und welche Auswirkungen diese Beziehungen in der Forschungspraxis und im Leben aller Betroffenen haben. Eine der entscheidenden Fragen in diesem Sinn besteht meines Erachtens darin, ob diese Beziehungen zu einem differenzierten Verständnis der herrschenden sozialen Umstände führen.

Die Untersuchungen des Anthropologen Didier Fassin zur *moralischen Ökonomie des Lebens* stellen einen bedeutenden Ausgangspunkt dar, um Machtstrukturen und soziale Ungleichheiten in verschiedenen gesellschaftlichen Kontexten zu analysieren. Die *moralische Ökonomie des Lebens* bezieht sich auf „the production, circulation, appropriation, and contestation of values as well as affects, around an object, a problem, or more broadly a social fact – in this case, life" (Fassin 2018: o. A.). In den gegenwärtigen Gesellschaften dient eine politische Ökonomie, die soziale Ungleichheit verschärft, als Basis für eine *moralische Ökonomie*, welche die Abwertung des Lebens mancher Individuen und Gruppen ermöglicht. Diese Abwertung kann zur Ausgrenzung und Ausbeutung führen und unterscheidet sich in dieser Hinsicht wenig von historischen Formen der Herrschaft wie Sklavenhandel, Sklaverei, Kolonisation, Apartheid und Genozid. Wie Fassin feststellt: „although the most brutal manifestations of domination have declined, even though they always seem to be about to emerge

again here and there, some less spectacular expressions of alienation are present in contemporary societies" (ebd.). Auf welche Weise die Ab- oder Aufwertungs-Dynamik funktioniert und welche Gruppen bevorzugt oder benachteiligt werden, ist von Kontext zu Kontext unterschiedlich, aber die Klassendimension spielt eine bedeutende Rolle. In diesem Beitrag verstehe ich Klasse relational und intersektional. Der relationale Aspekt betont, dass Klasse auf die Problematik sich verändernder, miteinander verbundener und antagonistischer sozialer Ungleichheiten im Kontext des globalen Kapitalismus hinweist (vgl. Kalb 2015). Der intersektionale Aspekt verweist darauf, dass Diskriminierung auf Grund von Klasse, *race* und Gender Gesellschaften strukturell prägt (vgl. Viveros 2023).

Aus diesen Überlegungen heraus werde ich der Frage nachgehen, welche Rolle die Klassendimension in den sozialen Interaktionen meiner ethnografischen Feldforschung spielte und was die Reflexion darüber zur Forschungspraxis beitragen kann. Dafür habe ich drei Feldsituationen im Rahmen meines in Uruguay und Chile durchgeführten Dissertationsprojekts (2009–2015) ausgesucht. Nach jahrelanger Feldforschung in gleichen oder vergleichbaren Kontexten betrachte ich diese Situationen als aussagekräftig für ein Verständnis des Zusammenspiels von strukturellen und sozialen Ungleichheiten auf einer intersubjektiven Ebene. Mein Auftreten in jeder dieser Situationen – mal als Yoga-Instruktorin, mal als Gast und schließlich als Radfahrerin – wurde von Personen im Feld auf eine ganz bestimmte Weise gedeutet. Ihre Kategorisierungen geben Aufschluss darüber, wie ich als Forscherin im Kontext sozialer Ungleichheit eingeordnet wurde und welche Rolle die Klassendimension, verstrickt mit anderen Dimensionen von Herrschaftsverhältnissen, dabei spielte. Diese Einordnungen hatten unerwartete Auswirkungen auf meine Forschungspraxis. Sie schufen – je nach Kontext – Nähe oder Distanz zwischen mir und den Akteur:innen des Feldes, sie widersprachen meiner Selbstwahrnehmung und führten zu einer verstärkten Hinterfragung meiner Rolle als Feldforscherin. Zusammen sollen sie die Leser:innen zu eigenen Fragestellungen über das jeweilige Selbstverständnis, mit dem sich Personen in gesellschaftlichen Klassenstrukturen positionieren und positioniert werden, anregen. Darüber hinaus beanspruche ich, Fragen zur Legitimierung oder Kritik an der bestehenden sozialen Hierarchie in der ethnografischen Feldforschung zu motivieren.

Zunächst präsentiere ich für die Thematik bedeutende Ansätze der sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Mehrdimensionalität von Herrschaftsverhältnissen in Lateinamerika. Danach verweise ich auf den Einfluss sozialer Ungleichheit auf meine Forschungskontexte in Chile und Uruguay sowie auf Aspekte meines Werdegangs als Forscherin, die methodologische Entscheidungen mitbestimmen. Zuletzt beschreibe ich die drei Feldsituationen und beziehe mich bei ihrer Diskussion hauptsächlich auf symbolische Prozesse, welche auf die ihnen zugrunde liegenden strukturellen Ungleichheiten verweisen.

Dimensionen von Herrschaftsverhältnissen

Soziale Ungleichheit mit einer starken rassistischen Prägung stellt eines der zentralen Strukturmerkmale lateinamerikanischer und karibischer Gesellschaften dar (vgl. Wade 2010; Menéndez 2018; Jelin et al. 2021). Trotz unterschiedlicher Ausprägungen in verschiedenen Perioden und Ländern verweist die aktuell bestehende soziale Ungleichheit auf die koloniale und neokoloniale Geschichte der Region. Im kolonisierten Lateinamerika des 15. Jahrhunderts diente die Klassifikation der Bevölkerung nach rassistischen Kategorien wie *indix*, *negrx* und zahlreichen *mestizx*-Kategorien der Legitimation von Unterdrückung und Ausbeutung der rassialisierten Gruppen. Im Zeitalter des Plantagen- und Industriekapitalismus

wurden neue ethnische Gruppen, wie etwa asiatische Arbeitsmigrant:innen, in den bereits bestehenden hierarchischen Strukturen verortet. Diese ethnische Segmentierung der Arbeiter:innen — die schon der Anthropologe Eric Wolf (1982) studierte — hat tiefgreifende Konsequenzen bis in der Gegenwart. In den 1980er Jahren erfuhr die historisch etablierte gesellschaftliche Hierarche eine Zuspitzung. Ungleichheit wuchs exponentiell und rassialisierte Gruppen erlebten in Bezug auf Armut und Unterversorgung die schlimmsten Konsequenzen der autoritären Durchsetzung des Neoliberalismus in dieser Region (vgl. Menéndez 2012). Gleichzeitig wurde auf staatlicher Ebene kulturelle Differenz anerkannt und teilweise zelebriert. Lateinamerikanische Staaten klassifizierten ihre Bevölkerungen erneut anhand ethnischer Kriterien, jetzt um Ressourcen, soziale Leistungen entlang ethnischer Kategorien zu verteilen (vgl. Boccara & Bolados 2010). Im Rahmen des neoliberalen Multikulturalismus stellt es keinen Widerspruch dar, interkulturelle Programme im Erziehungs- und Gesundheitsbereich aufzubauen und gleichzeitig die Plünderung der indigenen Gebiete durch extraktive transnationale Konzerne zu fördern. Kulturelle Rechte, wie zum Beispiel sprachliche Rechte, können anerkannt werden und zugleich Arbeitsrechte und soziale Leistungen abgebaut werden (vgl. Kaltmeier et al. 2012).

Seit Beginn des 21. Jahrhunderts etablierte sich der unter anderen vom Soziologen Anibal Quijano (2011) entwickelte Ansatz der *Kolonialität der Macht*, um die Kontinuität kolonialer Machtgefüge in der Gegenwart zu problematisieren. Quijano argumentiert, dass die gewaltvolle Einbindung des amerikanischen Kontinents in den globalen Waren- und Menschenhandel ab dem 15. Jahrhundert zum Aufbau eines dauerhaften globalen Machtgefüges führte. Dieses global-koloniale Machtgefüge bezieht sich auf die Kontrolle über die Ressourcen und Produkte von vier grundlegenden Bereichen menschlicher Existenz: Sex, Arbeit, kollektive Autorität und Subjektivität/Intersubjektivität. Die Klassifikation von Menschen in ‚Rassen' legitimierte dies und war somit zentral für das Aufkommen der Moderne. Kolonialität und Moderne sind somit untrennbar miteinander verbunden und die Erfindung der Kategorie ‚Rasse' stellt ihren Ausganspunkt dar. Andere Autor:innen haben ihre Aufmerksamkeit den epistemologischen, ontologischen und genderbezogenen Aspekten des global-kolonialen Machtgefüges gewidmet. Die in Verbindung mit den kolonialen Herrschaftsansprüchen entstandenen Repräsentationen und Praktiken werden gegenüber anderen Wissensformen immer noch eher als gültig und wahr betrachtet, was auf eine *Kolonialität des Wissens* hinweist (vgl. Lander & Castro-Gómez 2000). So wie die Wissensproduktion bezeugt auch die Produktion von gesellschaftlichen Selbstverständnissen und Selbstbildern eine *Kolonialität des Seins* (vgl. Maldonado-Torres 2007), denn koloniale Vorstellungen werden internalisiert, bilden unsere Identitäten und bestimmen unsere sozialen Beziehungen. Die Philosophin Maria Lugones untersucht ihrerseits die *Kolonialität des Genders* und stellt fest, dass biologischer Dimorphismus, Heteronormativität und Patriarchat Merkmale für die „kolonial/moderne Organisation des Genders" sind (Lugones 2008: 78). Diese Autor:innen verorten sich kritisch gegenüber dem Fortbestand kolonialer Kategorien und verstehen diese Kritik als einen Schritt in Richtung der Bildung von dekolonialen Wissens- und Handlungsmöglichkeiten. Meines Erachtens finden ihre Überlegungen allzu oft eine oberflächliche Aufnahme in den Sozialwissenschaften wie auch in den öffentlichen Diskussionen. Vereinfachte ‚Lösungen' finden dadurch Verbreitung, so zum Beispiel in der Annahme, dass ‚westliche' Wissensproduktion zur Bildung kolonialer Herrschaftsstrukturen führe und ‚nicht-westliche', ‚Indigene' Wissensproduktion in Folge bevorzugt werden. Das Problem bei diesem Gedankengang liegt unter anderem darin, dass die Dichotomie westlich/Indigen verstärkt und

nicht abgebaut wird. Außerdem wird angenommen, dass vom Kolonialismus unberührte Formen des Wissens oder Seins bestehen.

Die Multidimensionalität von Herrschaftsverhältnissen kann auch als eine komplexe Überlappung verschiedener Dimensionen oder Achsen von Herrschaft im Sinne des von Schwarzen Feministinnen entwickelten Begriffs der *Intersektionalität* verstanden werden (Hancock 2007; Hill & Bilge 2016). Intersektionalität bezieht sich ursprünglich auf die Intersektion von Gender, *race* und Klasse in der Konstitution von Herrschaftsverhältnissen und gesellschaftlichen Hierarchien. Ungleichheiten überlappen sich im Alltagsleben und Herrschaft setzt einen sehr komplexen Prozess der Kategorisierung voraus. Die Erfahrung der Unterdrückung kann zur Emanzipation und zur Bildung von Solidaritäten zwischen unterdrückten Gruppen führen. Doch wie Franz Fanon (2009) und andere antikoloniale Denker:innen bereits Mitte des 20. Jahrhunderts aufarbeiteten, setzt Unterdrückung auch die Legitimierung bestehender Herrschaftsverhältnisse unter den Unterdrückten voraus. Nach den antikolonialen Kämpfen bestanden viele der kolonialen Selbstverständnisse und Herrschaftspraktiken fort. In der neokolonialen Periode forderte die Durchsetzung eines neoliberalen Multikulturalismus die Menschen auf, soziale Kämpfe entlang von Identitätskategorien durchzuführen. Um diesen Anforderungen gerecht zu werden, mussten viele Menschen jeweils eine ihrer multiplen Positionierungen – oft in Opposition zu anderen – aussuchen. Dies schwächte die Verbundenheit und Solidarität zwischen Studierenden, Arbeiter:innen, Bäuer:innen, Frauen, Indigenen und weiteren Bevölkerungsgruppen. In den letzten Jahrzehnten beobachtet die Anthropologin Mara Viveros (2023) ein Neuerstarken sozialer Bewegungen in Lateinamerika, die sozialwissenschaftliche Forschungen inspirierten oder von diesen selbst beeinflusst wurden. In diesem Kontext versteht sie die *Intersektionalität* als eine Perspektive, die in der Lage ist, sehr unterschiedliche Kämpfe und damit verbundene Positionierungen entlang von Kategorien wie Geschlecht, Sexualität, Klasse, ethnische Zugehörigkeit, *race*, Umwelt und weiteren miteinander zu verbinden. Sie plädiert für eine situierte Annäherung an Herrschaftsverhältnisse, die essentialistische Zuschreibungen vermeidet und stets die konstituierende Rolle der sozialen Beziehungen in den historischen Kontexten aufzeigt. Auf diese Weise soll eine intersektionale und gleichzeitig dekoloniale Betrachtung sozialer Ungleichheit entstehen, welche die Multidimensionalität und die koloniale Konstitution dieser Differenzen gleichzeitig ins Auge fasst. Meines Erachtens stellt dies einen sinnvollen Ausgangspunkt dar, um die Konstruktion und Dekonstruktion von Ungleichheit in alltäglichen Beziehungen und in meiner ethnografischen Feldforschung zu konzipieren. Den Beitrag der Anthropologie zur Untersuchung dieser Thematik kondensiert der Anthropologe Luis Reygadas (2021), indem er, die klassische und aktuelle anthropologische Literatur betrachtend, analytisch zwischen fünf symbolischen Prozessen der Produktion, Reproduktion und Infragestellung von Ungleichheit, welche in verschiedenen Gesellschaften vorkommen, unterscheidet. Diese symbolischen Prozesse umfassen Prozesse der (1) Klassifizierung, Kategorisierung und Grenzziehung, (2) Wertschätzung, Abwertung und erneuten Bewertung von Attributen und Fähigkeiten, (3) Umwandlung von Differenzen in soziale Ungleichheiten, (4) Produktion, Aneignung und Distribution des symbolischen Kapitals und (5) Auseinandersetzungen um die Rechtfertigung von sozialen Ungleichheiten. Diesen Ansatz werde ich für die Analyse von Situationen während meiner ethnografischen Feldforschungen heranziehen, in denen die Klassenunterschiede zwischen mir und anderen Personen in den Vordergrund getreten sind.

Die Forschungskontexte und mein Weg zur ethnografischen Feldforschung

Laut der Anthropologin Myriam Jimeno (2004) ist die berufliche Praxis von Anthropolog:innen in Lateinamerika immer schon untrennbar mit einer politischen Stellungnahme und Verantwortung verbunden. Bedingt werde dies durch eine Situation der Mitbürgerschaft (Spanisch: *cociudadanía*) zwischen Forscher:innen und Forschungssubjekten, die vor, während und nach der Forschung im gleichen Land zusammenleben. Als ich mein Dissertationsprojekt schrieb und durchführte, lebte ich bereits seit über zehn Jahren in Europa und hatte in meiner anthropologischen Ausbildung sehr wenig zu den lateinamerikanischen methodologischen Diskussionen erfahren. Deshalb ist es notwendig, meinen persönlichen Weg zur ethnografischen Feldforschung in zwei verschiedenen lateinamerikanischen Ländern genauer darzustellen.

Ich bin in den 1980er und 1990er Jahren in Uruguay aufgewachsen und wohne jetzt (im Jahr 2024) seit über zehn Jahren in Chile. Beide Länder erfuhren im Jahr 1973 einen Zivil- und Militärputsch und anschließend eine Periode des Staatsterrors. Arbeiter:innenrechte wurden abgeschafft und soziale Bewegungen kriminalisiert und fragmentiert. Die nationalen und transnationalen Eliten, welche die Militärregime unterstützten, behielten auch nach dem Ende der Diktaturen (Uruguay im Jahr 1985, Chile im Jahr 1990) die politische und ökonomische Macht. In den 1980er und 1990er Jahren wurden durch ‚strukturelle Anpassungen' alle Bereiche des kollektiven Lebens (Gesundheit, Bildung, Transport, Medien, Kommunikation usw.) privatisiert oder massiv abgebaut. In der Folge wurden menschenrechtsverletzende und umweltzerstörende extraktive Industrien staatlich gefördert. Die historischen und politischen Prozesse beider Länder weisen bedeutende Unterschiede auf, doch die autoritäre Umsetzung der neoliberalen Ideologie führte in beiden Fällen zur Vertiefung sozialer Ungleichheit, Segregation und Prekarität (vgl. Rodríguez 2016; Mayol 2019; Busso & Messina 2020). In Uruguay war nach jahrelanger neoliberaler Hegemonie und tiefgreifender wirtschaftlicher Krise der Einsatz für soziale, ökonomische und arbeitsbezogene Rechte zentral für den Wahlerfolg der linken Partei *Frente Amplio* im Jahr 2005. Seitdem setzten sich drei Regierungen über 15 Jahre lang diskursiv gegen Ungleichheit und für soziale Umverteilung ein. Politische Maßnahmen führten in der Tat zu bedeutender Reduktion sozialer Ungleichheiten, obgleich tiefgreifende strukturelle Änderungen ausblieben (vgl. Espí 2021). Doch im Jahr 2019 wurde erneut eine rechte Koalition mit einer offen neoliberalen Ausrichtung gewählt. Im selben Jahr entbrannte in Chile ein massiver Protest gegen soziale und strukturelle Ungleichheit und eröffnete die Möglichkeit, die neoliberal und autoritär ausgerichtete Verfassung von 1980 zu ersetzen. Im Jahr 2022 allerdings lehnte die Mehrheit der chilenischen Wähler:innen einen Verfassungsvorschlag ab, welcher grundlegende soziale, ökonomische, arbeitsbezogene, kulturelle und politische Rechte garantieren hätte sollen. Aktuell erleben Chile, Uruguay und andere Länder der Region eine Rückkehr des militanten Neoliberalismus zusammen mit einer Legitimation von diskriminierenden und abwertenden Diskursen gegenüber bestimmten Gruppen, insbesondere Frauen, ‚Armen' und Migrant:innen aber auch politischen Gegner:innen (vgl. Barría et al. 2022).

Bevor ich nach Chile zog, migrierte ich im Jahr 2001 zusammen mit meinem damaligen Partner aus ökonomischen Gründen nach Österreich. Er hatte einen österreichischen Pass, einen Arbeitsvertrag für sechs Monate und verstand Deutsch. Ich hingegen konnte kein Deutsch und hatte keine Arbeitsgenehmigung. Zu dieser Zeit und über die darauffolgenden Jahre hinweg erlebte ich Polizeibelästigung, Betrug, Ausnutzung, verschiedene Formen der

Diskriminierung, aber auch der Solidarität. Ich konnte die Lebenssituationen von Menschen aus Afrika, Asien, Ost-Europa, der Karibik und Lateinamerika, die in Österreich Zuflucht suchten, miterleben und auch das Leben von alteingesessenen Exilfamilien sowie von Österreicher:innen und Migrant:innen unterschiedlicher Klassenherkunft kennenlernen. Ich befand mich einerseits in einer weniger privilegierten Position als in Uruguay. Als Wirtschaftsmigrantin aus Lateinamerika zählte ich zu einer Gruppe von Menschen, welche in Österreich oft als unerwünscht galten. Andererseits war ich von Beginn an in einer besseren ökonomischen Lage als zuvor – auch wenn diese weiterhin sehr prekär war –, was in direkter Verbindung mit der Position Österreichs im globalen Kapitalismus stand. Innerhalb von etwa zwei Jahren hatte ich eine Aufenthaltsgenehmigung, Deutsch gelernt, einen Job als Aerobictrainerin und war zum Studium der Kultur- und Sozialanthropologie an der Universität Wien zugelassen. Während des Diplomstudiums (2003-2008) fühlte ich mich den ‚Erforschten' – den Menschen in den ethnografischen Büchern und Filmen – oft viel näher als den ‚Forschenden', welche die für mich so offensichtlichen Zusammenhänge von Armut und Reichtum nicht zu begreifen schienen. Sie präsentierten das Leben der Menschen allzu oft so, als gäbe es keinen Kolonialismus und keinen globalen Kapitalismus. Es verwunderte mich, dass Menschen mit unterschiedlichsten Hintergründen in Österreich globale Verflechtungen oft nicht zu erkennen schienen und ihre Privilegien als eine unabhängig von vergangenen und gegenwärtigen Machtgefügen gegebene Tatsache annahmen. Dann verstand ich, dass das Bewusstsein über den engen Zusammenhang zwischen der ‚Entwicklung' mancher Orte und der ‚Unterentwicklung' anderer durch den hegemonialen Entwicklungsdiskurs in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gezielt unterdrückt wurde. Obwohl es unterschiedliche Auffassungen von Entwicklung und Entwicklungspolitik gibt, wurde die Vorstellung hegemonial, dass die Verbesserung der Lebensbedingungen der Welt-Bevölkerung eine technische Angelegenheit ist. ‚Unterentwickelte', ‚arme' Menschen und Länder können zur Entwicklung gelangen, indem sie von internationalen Entwicklungsexperten geforderte Maßnahmen umsetzen. Die Hindernisse auf dem Weg zu Überfluss und Reichtum sind an erster Stelle auf interne Kräfte zurückzuführen und haben weniger mit der Stellung in einer Weltordnung oder einer gesellschaftlichen Struktur zu tun (vgl. Escobar 2012; Veltmayer & Bowles 2018). Diese Entwicklungsideologie ist so tief in den aktuellen Selbstverständnissen verankert, dass für viele Menschen gewisse Verbindungen, wie zum Beispiel die Interdependenz zwischen dem eigenen Wohlbefinden und der Armut anderer und umgekehrt, nicht eindeutig erkennbar sind — auch wenn Informationen zu globalen Machtgefügen vorhanden sind.

Mir wurde die Bedeutung von globalen Machtverflechtungen durch zweierlei Erfahrungen verständlich. Einerseits erfuhr ich in Uruguay, wie es ist, wenn transnationale Interessen die Wirtschaft und Politik bestimmen und dabei die Verachtung des menschlichen und nicht-menschlichen Lebens Teil ihrer Praxis ist. Andererseits konnte ich in Österreich erkennen, wie diese Zusammenhänge erfolgreich versteckt oder negiert werden. Deshalb entwickelte ich für mein Promotionsprojekt ein Design, welches darauf abzielte, dass die Menschen, mit denen ich arbeiten wollte, von der Forschung profitieren. In dieser Forschung beschäftigte ich mich dann mit Fragen der primären Gesundheitsversorgung in Regionen von Uruguay und Chile, die durch extraktive Industrien an den globalen Kapitalismus gekoppelt sind. Ich untersuchte ethnografisch Gesundheitsprojekte, die von lokalen Gemeinschaften durchgeführt wurden. Im Forschungsdesign versuchte ich, die Bedingungen und Perspektiven *Indigener Methodologien* einzusetzen, wie sie von der Pädagogin Linda Tuhiwai Smith (1999) vorgeschlagen wurden. Sie plädierte unter anderem dafür, dass die Forschungssubjekte das Forschungsdesign mitbestimmen. Dies war in meinem Fall begrenzt

möglich, denn Forschungsfragen und -ziele waren von mir bestimmt. Dennoch habe ich das Forschungsdesign ausführlich mit den vor Ort bestehenden sozialen Basisorganisationen diskutiert und einen Austausch als Gegenleistung für die Möglichkeit, bei und mit ihnen zu forschen, vorgeschlagen. Neben meiner Forschung stand ich für Aufgaben zur Verfügung, die von den Organisationen definiert wurden. Diese Basisorganisationen bestanden aus in der Gesundheitsförderung tätigen Gruppen von Bewohner:innen der verschiedenen Forschungsorte. Im Süden von Chile arbeitete ich hauptsächlich mit dem Gesundheitsteam einer ruralen Indigenen Gemeinschaft auf der Inselkette Chiloé[2]. Im Jahr 2009 führte ich einen zehntägigen explorativen Feldaufenthalt in dieser Indigenen Gemeinschaft durch, um mit dem Gesundheitsteam gemeinsam zu evaluieren, ob ich im darauffolgenden Jahr mit und bei ihnen forschen können würde. In Uruguay hatte ich bereits 2007 in der Grenzregion Bella Unión, im Norden des Landes, drei miteinander verbundene lokale Projekte der primären Gesundheitsversorgung ethnografiert. Für mein Dissertationsprojekt kam ich im Jahr 2012 dorthin zurück und arbeitete mit dem Gesundheitskomitee der drei Projekte. Ich wohnte in einer Stadt, die fünf bis zehn Kilometer von den Forschungsorten entfernt war und es somit ermöglichte, alle drei Projekte zu besuchen. Die Aufgaben, welche ich neben meiner Forschung durchführte, griffen auf Erfahrungen meines bisherigen beruflichen Werdegangs zurück. Unter anderem führte ich ethnografische Feldforschung zu bestimmten Themen durch, verfasste Berichte und Bücher, drehte Filme, wirkte am Aufbau einer Gemeinschaftsbibliothek mit, entwickelte Bilderregister und Radiosendungen und führte Yoga-Stunden und Workshops mit Kindern und Jugendlichen durch. In den kommenden Absätzen präsentiere ich drei Feldsituationen im Zusammenhang mit dem Dissertationsprojekt.

Produktion und Infragestellung von sozialer Ungleichheit in der ethnografischen Feldforschung

Verschiedene Situationen in meinen ethnografischen Feldforschungen sowie im alltäglichen Leben verdeutlichen die Konstitution sozialer Ungleichheit in dem entsprechenden Kontext. Wie bei dem am Anfang des Textes dargestellten Treffen an der Bushaltestelle spielt die Klassendimension, welche auf miteinander verbundene und antagonistische soziale Ungleichheiten im Kontext des globalen Kapitalismus hinweist und verstrickt mit anderen Dimensionen von Herrschaftsverhältnissen vorkommt, eine bedeutende Rolle. Materielle und symbolische Prozesse sind in der Produktion von sozialen Ungleichheiten zutiefst miteinander verknüpft. In den alltäglichen sozialen Interaktionen werden die Selbstverständnisse, mit denen sich Personen in gesellschaftlichen Klassenstrukturen positionieren und sie positioniert werden, ersichtlich. Diese Selbstverständnisse deuten auf symbolische Prozesse der Produktion von Ungleichheit hin, die ihrerseits auf die Bildung und das Fortbestehen von dauerhaften Denk- und Handlungsmustern verweisen, welche die sozialen Beziehungen vermitteln. Diese Denk- und Handlungsmuster können zur Legitimierung oder Kritik an der bestehenden sozialen Hierarchie dienen. Sie finden sich auch in der Ab-/Aufwertungs-Dynamik des Lebens, welche manche Gruppen bevorzugt und andere benachteiligt. Um wieder mit Didier Fassin (2018) zu denken, verweisen sie auf eine moralische Ökonomie des Lebens,

[2] Indigene Gemeinschaften sind nach dem Land-Gesetz 19.253 von 1993 regulierte soziale Organisationen. Auf der Inselkette Chiloé arbeitete ich zwischen 2009 und 2018 mit einer Indigenen Gemeinschaft, welche über 50 Familien umfasste.

die in der Vergangenheit wie auch in der Gegenwart zum Untermauern von ausbeuterischen und potentiell ausrottenden Praktiken führt. Ich werde drei Situationen darstellen, in welchen ich als Forscherin im Kontext sozialer Ungleichheit eingeordnet wurde, sowie meine über die Jahre hinweg entstandene Interpretation dieser Situationen. Sie sollen verschiedene Aspekte der alltäglichen sowie mikropraktischen Produktion, Reproduktion oder Infragestellung von sozialer Ungleichheit in den jeweiligen Forschungskontexten beleuchten. Ich lade die Leser:innen ein, diese Momente meiner Felderfahrung mit mir durchzugehen, um daraus eigene Fragestellungen zur Dynamik von Legitimierung und Kritik von Herrschaftsverhältnissen in der ethnografischen Feldforschung zu entwickeln.

Feldsituation 1: Als eine ‚feine' Frau gelten[3]

Als Teil meiner Gegenleistung für die Bereitschaft, mit mir gemeinsam zu forschen, hielt ich in Chiloé Yoga-Stunden ab. Da ich seit Jahren in Österreich als Yoga-Instruktorin im Fitnessstudio arbeitete, machte ich den Vorschlag, Yoga als Teil des Gesundheitsprojekts der Indigenen Gemeinschaft anzubieten. Obwohl ich und die Mitglieder des Gesundheitsteams darauf bestanden, dass die Aktivität ohne Geschlechts- oder Altersabgrenzungen angeboten wurde, kamen von Anfang an nur Frauen, einige von ihnen mit Kindern, und so wurde es immer mehr zu einer Frauenaktivität. Die Mehrheit dieser Frauen betrieben Fischerei und familiäre Landwirtschaft. Sie lebten vom Verkauf von Fisch und Meeresfrüchten, handgemachten Produkten oder Secondhandkleidung. Sie gingen auch Gelegenheitsjobs nach, vor allem im Pflege- und Haushaltsservice, in der Landwirtschaft oder in der Lachsindustrie – einer der Hauptindustrien, die Chiloé in den globalen Kapitalismus einbindet (vgl. Mondaca 2017). Im Laufe der Zeit fand sich eine Gruppe von etwa zwölf Frauen zwischen 20 und 45 Jahren zusammen, die zweimal wöchentlich am Abend Yoga praktizierte. Wir passten die Übungen an lokale kulturelle Verständnisse an, begrüßten und dankten spirituellen Wesen, unter anderen der Sonne, dem Mond, der Erde und dem Meer, vor und nach dem Üben. Außerdem benannten wir manche Yoga-Positionen um und redeten vor allem nach, aber manchmal auch während der Stunden, über unsere Lebenssituationen, gaben uns gegenseitig Tipps und teilten so unser Wissen zu verschiedenen Bereichen. Die Teilnehmerinnen fühlten sich nach eigenen Angaben entspannter und teilweise linderte das Üben ihre Schmerzen oder erleichterte ihre emotionale Last.

Als wir eines Abends am Boden im Kreis saßen, kommentierten mehrere Frauen, wie begeistert sie seien, Yoga machen zu können. Bisher war in ihrer Vorstellung Yoga nur etwas für ‚feine' Frauen. Die 26-jährige Maria[4] sagte, sie sei sehr dankbar für die Möglichkeit, die ihr nun das Leben bietet, nämlich Yoga zu praktizieren. Sie wisse nicht, ob ich verstehe, was es für sie bedeutet, jene Yoga-Positionen zu beherrschen, welche diese ‚feinen' Frauen im Fernsehen vorzeigen (Feldnotizen, 09.09.2010). Im chilenischen Fernsehen, auf Werbeplakaten und in Kampagnen zur Gesundheitsförderung werden Frauen und Männer — damals stärker als heute — hauptsächlich groß, schlank, mit makelloser Haut und strahlenden Zähnen sowie meist blond dargestellt. Sie verkörpern das Abbild einer wohlhabenden Klasse.

[3] „‚feine' Frauen" ist hier meine Übersetzung für „*mujeres finas*". Das Adjektiv *fino* im Spanischen ist ebenso vieldeutig wie „fein" im Deutschen. Es bedeutet unter anderem dünn, nicht grob und hochwertig. Es ist ein lokaler Ausdruck und hat weder im chilenischen Spanisch noch in anderen Kontexten die gleiche Bedeutung wie hier.

[4] Ich verwende fiktive Vornamen für jede hier zitierte Person.

Insbesondere die von Maria angesprochenen Fernsehmoderator:innen der sehr populären *Matinales* (Morgensendungen, in denen ab und zu Yoga praktiziert wurde) entsprechen einem hegemonialen Frauenbild, mit dem keine der Frauen aus unserer Yoga-Gruppe sich identifizierte konnte. Die Teilnehmerinnen erzählten mir an diesem Abend auch, dass einige von ihnen schon hatten vorschlagen wollen, ich solle Yoga unterrichten, als sie zu Beginn meines Feldaufenthalts erfuhren, dass ich in Österreich als Yoga-Instruktorin arbeitete. Doch sie sagten nichts, weil sie daran zweifelten, körperlich in der Lage zu sein, Yoga zu praktizieren. Selbst als sie bereits damit begonnen hatten, begleitete sie dieser Zweifel und ein Gefühl der Unangemessenheit. Sie dachten, sie würden sich lächerlich machen und mussten aktiv gegen das Gefühl arbeiten, Yoga sei unangemessen für sie. Mit der Zeit, und ohne dass wir es direkt angesprochen hätten, kamen sie zu dem Schluss, die Tatsache, dass wohlhabende Frauen in den Städten Yoga praktizieren, während die Frauen in diesem ruralen Gebiet diese Praxis weder beherrschen noch als für sich passend empfanden, beruhe nicht auf körperlichen Dispositionen, sondern auf einer Ungleichverteilung von Ressourcen wie Zeit und Geld.

Die Aneignung von als wertvoll erachteten Fähigkeiten, Verhaltensmustern und Merkmalen dient zur symbolischen Distanzierung oder Annäherung zwischen Personen und Gruppen und zählt zu den von Reygadas (2021) identifizierten Strategien der Produktion und Infragestellung sozialer Ungleichheiten. Das Praktizieren von Yoga erschien den Frauen nicht nur aufgrund der erfahrenen körperlichen und emotionalen Auswirkungen als wertvoll. Sie schrieben dieser Fähigkeit auch Wert zu, weil sie mit den Eliten in Verbindung gebracht werden konnte. Yoga und Meditation wurden in den letzten Jahrzehnten bedeutender Teil eines Lebensstils der Eliten in Lateinamerika (vgl. Ramos-Zayas 2023). Im Zuge der Aneignung dieser Praxis im Rahmen unserer Yoga-Stunden wurden allerdings auch Anpassungen vorgenommen, die mit einer Aufwertung des oft abgewerteten populären Wissens und den Erfahrungen der sozialen Akteurinnen meines Feldes einhergingen. So verwies Marias rhetorische Frage einerseits auf den Schmerz, täglich mit einem entfernten Schönheitsvorbild konfrontiert zu werden, und andererseits auf die Freude, verkörperten klassenbezogenen Ungleichheiten etwas entgegenzusetzen. Zusätzlich konnte ich durch die Yoga-Abende die soziale Distanz zu den anderen Frauen im Feld etwas abbauen. Einige Zeit vor dem oben dargestellten Abend, in einem anderen Kontext, hatte ich den Ausdruck ‚feine' Frau gehört und gefragt, was er bedeutet. Die Frau, die den Ausdruck damals verwendete, erklärte mir, dass ‚feine' Frauen so seien wie ich. Dies bedeutet, ich war in den Augen der Frauen meiner Yoga-Gruppe den Fernseh-Moderatorinnen ähnlicher als den Frauen der Gemeinschaft. Dies stellte mein eigenes Klassenselbstbild vollkommen in Frage, denn ich hatte mich den sozialen Akteurinnen meines Feldes als Arbeiterin und lateinamerikanische Migrantin eigentlich nahe gefühlt.

Ein weiterer Aspekt dieser Geschichte, kann die Falle einer dekolonialen Haltung bei einem unzureichend reflektierten Umgang mit den eigenen ethnischen Vorurteilen zeigen. So wie sich die Frauen der Gemeinschaft anfangs nicht trauten, ihr Interesse an Yoga zu äußern, und dies auf ihre Klassenstellung verstrickt mit ethnischen und genderbezogenen Aspekten zurückzuführen ist, zögerte ich lange, ehe ich explizit den Vorschlag machte, Yoga-Stunden zu halten. Im Rahmen der Gesundheitsversorgungsaktivitäten, an denen ich für meine Forschung regelmäßig teilnahm, erkannte ich, dass viele der Schmerzen, über welche die Menschen klagten, in Verbindung mit muskulären Dysbalancen aufgrund der harten körperlichen Arbeit standen. Ich wusste, dass Dehnung und Entspannung, zum Beispiel durch Yoga, in dieser Hinsicht helfen. Ich redete mir aber ein, meine Gegenleistungsaktivitäten sollten

von den Basisorganisationen vorgeschlagen werden, ohne dass ich sie erzwinge oder mich sonst in diese Entscheidung einmische, weshalb ich nichts vorschlagen wollte. Außerdem hielt ich, ohne dass es mir ganz bewusst war, Yoga für ‚unpassend' für den Indigenen Kontext, weil zu ‚westlich'. Ich brauchte einige Monate, um zu verstehen, wie essentialistisch mein Zögern war. Wissen und Praktiken im Voraus für bestimmte Gruppen als ‚geeignet' oder ‚ungeeignet' zu betrachten, ist ein Mechanismus, auf welchem rassistische, sexistische und klassistische Zuschreibungen basieren. Gruppen werden intern homogenisiert und ihre Differenzen zu anderen verschärft. Es ist eben diese Art der Kategorisierung und Grenzziehung, welche unter komplexen historischen, politischen und ökonomischen Umständen auch extreme Formen der Ausgrenzung, Ausbeutung und Abwertung des Lebens mancher Gruppen unterstützt, wie es im Kolonialismus oder Nationalsozialismus der Fall war. Solche Überlegungen beschäftigten mich im Laufe meines Feldaufenthalts, denn ich beobachtete, wie die neoliberale Vorstellung von ethnischer Zugehörigkeit oft an rassistische Ideologien angrenzte. Ich versuchte ganz bewusst in meiner Forschung und bei meinem Verhalten im Feld, diese Ideologien nicht zu unterstützen. Dennoch musste ich erkennen, dass ich in diesem Fall die gleiche Art des Denkens und Handelns verfolgte — und dies, obwohl ich nicht nur im Rahmen meiner Ausbildung die Gelegenheit hatte, viel über diese Prozesse nachzudenken, sondern durch meine Migrationserfahrung auch selbst oft Ziel von essentialistischen Zuschreibungen aufgrund von angeblicher Herkunft, Gender oder Klasse war. Meines Erachtens zeigt dies nicht nur ein persönliches Defizit, sondern vielmehr, wie schwer es ist, sich konsequent dieser Art des Denkens und Handelns zu entziehen. Anderes gesagt: Es beweist, wie tief das essentialistische Denken die gesellschaftlichen Selbstverständnisse in den Kontexten, in denen ich aufgewachsen und ausgebildet wurde, prägt und dass eine unzureichende Beschäftigung mit den diversen Formen dieses Denkens oft zu unerwünschten Auswirkungen in der Feldforschung führen kann. Die Analyse der nächsten Feldsituation soll zur Vertiefung der historischen Aspekte der hier dargestellten Prozesse dienen.

Feldsituation 2: Viel essen

Als ich meinen explorativen Feldaufenthalt bei der oben erwähnten Indigenen Gemeinschaft auf Chiloé durchführte, stellte mir die soziale Organisation eine Gemeinschaftshütte zur Verfügung. Nach einigen Tagen luden mich Silvia und Luis, die sich im Gesundheitsteam jener Organisation engagierten, zum Essen ein. Es gab köstliche Meeresfrüchte-*Empanadas*[5] und ich war ausgesprochen hungrig. Erst als ich merkte, dass Silvia nur noch für mich weiterkochte, hörte ich auf zu essen. Die Situation war mir dann peinlich. Auf dem Rückweg in die Gemeinschaftshütte nahm ich mir fest vor, am nächsten Tag kontrollierter aufzutreten, wenn ich wieder zum Abendessen eingeladen war. Auch bei der Wiederaufnahme meiner Feldforschung im darauffolgenden Jahr wohnte ich anfangs in der besagten Gemeinschaftshütte. Doch nach einem weiteren Abendessen bei Silvia und Luis luden sie mich ein, zu ihnen ins Haus zu ziehen. Wie ich erst einige Monate später erfuhr, hatte ihre wiederholte Beobachtung, dass ich viel esse, ihre Einladung motiviert. Silvia wollte mich von Anfang an bei sich aufnehmen, doch sei ich „so schlank" gewesen, dass sie befürchtete, ich würde wenig essen und „Menschen, die wenig essen, denen vertraut sie nicht" (Feldnotizen, 21.08.2010). Damals ging ich auf ihre Aussage nicht weiter ein. In Chiloé symbolisiert ‚Übergewicht' für viele Menschen, sowohl Status als auch Gesundheit. Silvia wollte – so damals meine erste

[5] Mit Meeresfrüchten gefüllte, frittierte Teigtaschen.

Vermutung, die sie auch bestätigte – sichergehen, dass ich gesund war, bevor sie mich aufnahm. Außerdem ist das Essen an sich und Gästen Essen anzubieten, eine sehr bedeutende und vielschichtige kulturelle Angelegenheit in Chiloé. Immer wieder haben verschiedene Personen während meines Feldaufenthalts die Feststellung gemacht, eine positive Qualität von mir sei, dass ich alles annehme, was mir zum Essen angeboten wird. Wiederholt wurde mir erklärt, dass die Menschen mich deswegen gerne empfangen und offen mit mir reden. Doch im Verlauf der Jahre habe ich Silvia besser kennen gelernt und wir haben wieder besprochen, wieso sie sicher gehen musste, dass ich „viel esse", bevor sie mich bei sich aufnahm.

Silvia ist heute 65-Jahre alt und hat als Kind, wie viele andere in den 1960er Jahren, Hunger gelitten. Nichts zu essen, wenn es Essen gibt, bedeutet für sie, nicht zu wissen, wie es ist, ohne Nahrung durchhalten zu müssen. Die Einzigen, die das ihrer Lebenserfahrung nach nicht wissen, sind die Großgrundbesitzer:innen, welche in Silvias Kindheit und Jugend Bäuer:innen und Landarbeiter:innen missbrauchten und ausbeuteten. Ihr Misstrauen ist somit ein historisch begründetes Klassenmisstrauen. Ausbeutung, Gewalt und Vergewaltigung waren bis in die 1960er Jahre gängige Praktiken in den Beziehungen zwischen Landarbeiter:innen und den Mittel- und Großgrundbesitzer:innen. Zwischen dem Ende des 19. Jahrhunderts und dem Beginn des 20. Jahrhunderts kam es zu einer intensiven Landenteignung in den Mapuche-Gebieten am chilenischen Festland. Europäische und chilenische Siedler:innen nahmen das Indigene Land unter Anwendung von Gewalt, Vertreibungen, Massakern und anderen illegalen und legalen Mitteln in Anspruch. In den 1930er Jahren schafften sie es durch ihren politischen Einfluss, als legale Eigentümer:innen eines Großteils des Mapuche-Gebiets anerkannt zu werden. Bis zur Landreform im Jahr 1967 war die Situation der Indigenen und nicht-indigenen enteigneten Landarbeiter:innen der Sklaverei ebenbürtig. Ab 1973 wurde durch die Diktatur wieder verstärkt Missbrauch betrieben (vgl. Marimán 2006; Almonacid 2009). Der Hunger, den Silvia als Kind erlitten hat, steht in direktem Zusammenhang mit den historischen Prozessen der Durchsetzung des Privateigentums und der Kolonisierung nach der Gründung der chilenischen Republik. Hunger, insbesondere *ihr* Hunger, resultierte aus der Enteignung ihrer und zahlreicher anderer Indigener Familien, welche gleichzeitig zur Bereicherung einiger weniger Siedler-Familien führte. Silvias Darstellung von Menschen, die wenig essen, als nicht vertrauenswert liegt eine historisch begründete Kritik an den dominanten Klassen und ihrer Geschichte der ausbeuterischen und oft auch illegalen Bereicherung zugrunde.

Neben der bereits behandelten Aneignung von als wertvoll erachteten Fähigkeiten zählen zu den Strategien der symbolischen Konstruktion von Ungleichheit auch die Wertschätzung/Abwertung zugeschriebener Eigenschaften, Fähigkeiten und Merkmale (Reygadas 2021). Silvias indirekte Bezugnahme auf die heute dominanten Gruppen – jene also, die nichts vom Hunger wissen – als nicht vertrauenswürdig, stellt eine Form der Wertschätzung subalterner Eigenschaften dar. Vertrauenswürdigkeit, Ehrlichkeit und Solidarität kommen unter anderem im Teilen von Essen zum Ausdruck. Diese in Chiloé historisch bedeutsame Aktivität dient gleichzeitig der Dekonstruktion von sozioökonomischer Ungleichheit und der Förderung von Gleichheit. Mich einzuschätzen mit Bezug darauf, als wie nah oder fern ich mich den dominanten/subalternen Gruppen in Fragen des Essensverhaltens erwies, ermöglichte Silvia sowie anderen Menschen im Feld, zu entscheiden, ob sie und wie sie Beziehungen zu mir eingehen wollten. Forscher:innen werden im Feld stets beobachtet und beurteilt, unter anderem um zu erkennen, wie vertrauenswürdig sie sind. Soziale Nähe und Distanz sind mitunter zentrale Beurteilungskriterien. Wie diese Nähe/Distanz ersichtlich wird,

kann sehr unterschiedliche Formen annehmen, doch es steht in enger Beziehung zu den historischen Prozessen. Dies bedeutet auch, dass es keine einfachen Rezepte geben kann, vertrauenswürdig zu erscheinen. Wie ich in der folgenden Geschichte zeige, können die gleichen Eigenschaften oder Praktiken, welche Forscher:innen zu einem bestimmten Zeitpunkt in einem bestimmten Kontext helfen, vertrauenswürdig zu erscheinen, zu einer anderen Zeit oder in einem anderen Kontext Misstrauen hervorrufen.

Feldsituation 3: Radfahren

In Uruguay lag einer meiner Forschungsorte etwa zehn Kilometer von jener Stadt entfernt, in der ich während meines Aufenthalts wohnte. Wie schon bei meinem ersten Feldaufenthalt fünf Jahre zuvor, fuhr ich diese Strecke mit dem Fahrrad. Eines Morgens verdeutlichte mir José, ein 57-jähriger Beteiligter des Gesundheitsförderungsprojekts und Bewohner des Orts, den Unterschied zwischen damals (das Jahr 2007) und dem Status Quo (das Jahr 2012) auf folgende Weise:

> „Hast du gemerkt, wie sie [seine Nachbar:innen] dich anschauen, wenn du herkommst? Damals bist du immer mit dem Rad hergekommen und es war normal. Jeder ist mit dem Rad oder zu Fuß unterwegs gewesen. Heute bist du die Einzige, die noch mit dem Rad fährt" (Interview, 17.02.2012).

Bei diesem zweiten Feldaufenthalt im Jahr 2012 hatte sich in ökonomischer und sozialer Hinsicht viel verändert. Im Jahr 2007 hatten die sozialen Programme und Wiederaufnahmen wohlfahrtsstaatlicher Förderungen der *Frente Amplio*-Regierung, welche später eine tiefe Wirkung erzielten, eben erst begonnen und nur bedingt Resultate gezeigt. Die Hauptgesundheitsprobleme in Bella Unión waren dieselben wie in den Jahrzehnten davor: Unterernährung, mangelhafte Beschäftigungsperspektiven und Kontaminationen, hervorgerufen durch Pestizide. Diese Region Uruguays war seit den 1940er Jahren durch intensive, industrialisierte Landwirtschaft an den globalen Kapitalismus gekoppelt worden. In den 1960er Jahren wurde die Zuckerproduktion intensiviert. Die Proteste der Landarbeiter:innen gegen ausbeuterische Arbeitsbedingungen fanden landesweit Anerkennung in der Bevölkerung, stießen jedoch auf massive staatliche Repressionen. Insbesondere ab 1968 und während der Diktatur (1973–1985) wurde die lokale Bewegung der Landarbeiter:innen mit Gewaltanwendung bestraft. Fehlende Sozialleistungen führten zu Armut und Unterversorgung. Die Situation verschlimmerte sich in den 1990er Jahren. Viele Bewohner:innen des Orts fanden nun als Teilzeitarbeiter:innen in der Landwirtschaft unter sehr prekären Arbeitsbedingungen — ohne Arbeitsverträgen, Sozialleistungen und Schutzausrüstung — bei niedriger Entlohnung Beschäftigung. Anfang des 21. Jahrhunderts wurde die Ernährungs- und Wohnungsnot in dieser Region in den nationalen Medien thematisiert und Bella Unión zum Symbol des Elends des Kapitalismus (vgl. Merenson 2016).

Im Jahr 2012 war von Ernährungsnot nicht mehr die Rede. Einige junge Leute studierten nun, mit staatlicher Förderung, an der Universität und viele machten eine kostenlose technische Ausbildung mit guten Aussichten auf einen Job. Der Staat förderte die ‚Entwicklung' der Region durch die massive Unterstützung der industrialisierten Landwirtschaft. Die Löhne und Arbeitsbedingungen hatten sich verbessert, wodurch den Einwohner:innen erstmals genug Geld zur Verfügung stand, Motorräder und Autos zu fahren. Zu den Hauptgesundheitsproblemen zählten nun Motorradunfälle sowie nach wie vor durch Pestizide

hervorgerufene Vergiftungen. Josés Feststellung, ich sei jetzt die Einzige, die noch mit dem Rad fährt, verwies einerseits darauf, dass sich tatsächlich auf materieller Ebene einiges verbessert hatte. Andererseits war er kritisch gegenüber dem Umgang seiner Nachbar:innen mit diesem neuen ökonomischen ‚Wohlstand'. Er meinte, viele von ihnen hätten sehr schnell vergessen, wie arm sie waren beziehungsweise sind und dies könne auf Dauer nichts Gutes bringen. Viele verhielten sich so, als würden sie einer Mittelschicht angehören und die Solidarität, die ihnen zu überleben geholfen hat, wäre jetzt im Alltag wenig spürbar. Dass ich so zurückkomme wie vor fünf Jahren, und auf bedeutend gewordene materielle Statussymbole offensichtlich keinen Wert lege, führe ihnen die Prekarität ihrer neuen sozialen Stellung vor Augen.

Doch nach etwa einem Monat vor Ort konnte ich die durch intensive Landwirtschaft veränderte zehn Kilometer lange Strecke nicht mehr mit dem Fahrrad zurücklegen: Ich bekam Atemprobleme und hatte starke Kopf-, Lungen- und Rückenschmerzen. Auch wenn ich keine mit Pestiziden in Verbindung stehende medizinische Diagnose erhielt, war die Ursache für mich eindeutig. Nachdem es mir nach etwa einer Woche Ruhe besser ging, hatte ich den Eindruck, dass niemand im Feld von meiner Krankheit hören wollte, jedoch wurden mir zahlreiche Mitfahrmöglichkeiten angeboten. Das Radfahren war, der allgemeinen Meinung nach, aus gesundheitlichen Gründen keine gute Idee. Die Ethnograph:innen Javier Auyero und Débora Swistun (2008) zeigen, wie das Leben in einer „toxischen Umgebung" mit komplexen Formen des Schweigens einhergeht. Die geringe Bereitschaft in meinem eigenen Forschungsfeld, sich in meinem Fall mit der Belastung durch Pestizide auseinanderzusetzen[6], kann zum Teil als eine dieser Formen des Schweigens verstanden werden. Dennoch, viele Faktoren spielen in diesem spezifischen Fall eine Rolle. Erstens fanden die industriellen Landarbeiter:innen im historischen Kontext bessere Arbeitsbedingungen (minimale Schutzausrüstung, regulierte Arbeitszeiten, Sozialversicherung, bessere Bezahlung) vor und konnten positiver in die Zukunft blicken, denn die lokalen sozialen und gewerkschaftlichen Organisationen forderten weitere Veränderungen in den Bereichen des Arbeitsrechts und Landbesitzes. Die Aussichten, die Entscheidungsträger:innen würden auf diese Forderungen eingehen, waren nach allgemeiner Meinung gut. Zweitens, der Erwerb von Motorrädern und Autos stellte einen materiellen ‚Schutz' vor Pestiziden oder zumindest eine Milderungsstrategie gegenüber Schäden dar. Es erlaubte den Menschen teilweise, sich von den Chemikalien fern zu halten, zumindest, sich ihnen auf dem Weg in die Stadt und zurück nicht so direkt auszusetzen. Er stellte aber auch eine Strategie zur Dekonstruktion der als diskriminierend empfundenen Zuschreibung dar, das Leben an diesem Ort gehe per se mit Elend einher. Dies wurde, wie erörtert, Anfang des 21. Jahrhunderts in den Medien so dargestellt. In diesem Sinn kann der Erwerb von Motorrädern und Autos als eine symbolische Strategie der Infragestellung sozialer Ungleichheit im Sinne von Reygadas (2021) verstanden werden. An dritter Stelle ist in diesem Fall zu sehen, dass soziale Ungleichheit durch die Aneignung von symbolischem Kapital thematisiert wurde, indem die Menschen das soziale Stigma der Armut zu entfernen versuchten. Doch diese Strategie weist meines Erachtens auf besonders schmerzhafte Weise auf strukturelle Ungleichheiten sowie auf die Ambivalenz sozialer Prozesse im Allgemeinen hin. Weiters zeigt die Geschichte auch die Ambivalenz der Dynamiken der Positionierung von Forscher:innen im Feld. Wie auch an anderen Orten in

[6] Dies soll nicht heißen, dass es keinen Widerstand gegen den Gebrauch von gesundheitsgefährdenden Chemikalien in der Landwirtschaft gab. Ganz im Gegenteil, das Thema der Regulierung der Chemikalien war Teil der sozialen Forderungen, zumindest seit 2006.

Lateinamerika wurde die Möglichkeit, sich in der freien Luft aufzuhalten, zum Privileg derjenigen, die keine ‚toxische' Umgebung bewohnen müssen. Sowohl aufgrund von Gewalt als auch von Umweltvergiftung ist es an vielen Orten nicht mehr möglich, sich an öffentlichen Stellen wie Parks oder Straßen zu versammeln, Sport in der freien Luft zu betreiben oder sich mit dem Fahrrad fortzubewegen (vgl. Ramos-Zayas 2023). In meinem Forschungskontext war das Fahrrad einige Jahre zuvor das allgemeine Verkehrsmittel, insofern die Menschen sich ein Fahrrad leisten und/oder bedienen konnten. Dass auch ich Fahrrad fuhr, sprach damals für eine ihnen vergleichbare Klassenstellung. Auch die Tatsache, dass ich eine ökonomische Migrantin war, die wie viele andere das Land in Zeit extremer Not verlassen hatte und jetzt nach Möglichkeiten der Rückkehr suchte, stellte mich in die Nähe der Menschen im Feld. Fünf Jahre danach stieß meine Wahl des Verkehrsmittels auf Unverständnis und rief Misstrauen hervor. Einerseits bezeugte sie, dass ich immer noch nicht im Land wohne und die sozialen Entwicklungen der letzten Jahre wenig kenne und/oder kritisiere, wie José angedeutet hat. Andererseits hat mich diese Verkehrsmittelwahl in weitere soziale Distanz im Sinne der Klassenstellung gebracht, denn mit dem Fahrrad zu fahren bezeugte auch, dass ich dort nicht auf Dauer leben musste.

Ausblick

Soziale Hierarchie wird in alltäglichen Interaktionen und auch in der ethnografischen Feldforschung reproduziert, allerdings auch hinterfragt. Die Mechanismen der Produktion, Reproduktion und Infragestellung sozialer Ungleichheit sind divers und teilweise widersprüchlich. Symbolische Prozesse spielen dabei eine bedeutende Rolle. Mit diesem Beitrag versuchte ich zu zeigen, dass jede Interaktion in Bezug auf mehrere gleichzeitig einwirkende Dimensionen zu analysieren ist und Rückschlüsse auf breitere soziale Zusammenhänge ermöglicht.

Die Produktion von Ungleichheit in der Feldforschung ist nicht auf ungleiche Machtverhältnisse zwischen forschenden und erforschten Personen im ethnografischen Zusammentreffen zu reduzieren. Vielmehr spielen komplexe interdependente historische, kulturelle und strukturelle Aspekte eine Rolle. Das Klassenbewusstsein von Forscher:innen und Forschungssubjekten ist von zentraler Bedeutung sowohl für methodologische Entscheidungen als auch für die Möglichkeit, im Forschungsfeld zur Infragestellung von Herrschaftsverhältnissen beizutragen. Die verschiedenen Dimensionen dieser Verhältnisse sind situationsbezogen zu analysieren. Das Nachdenken darüber, wie Forscher:innen von verschiedenen Personen im Feld positioniert werden und sich ihnen gegenüber positionieren, beziehungsweise wie Prozesse der Kategorisierung und Ausgrenzung im Feld stattfinden, kann nicht nur zu einer differenzierteren Interpretation der Felddaten beitragen, sondern kann auch zu einem besseren Verständnis von sozialer Ungleichheit und zu einer erhöhten Sensibilität gegenüber ausbeuterischen, ausgrenzenden und abwertenden Praktiken im Feld und darüber hinaus führen. Dies ist gewiss nicht genug, um konsequent und kollektiv dagegen zu handeln. Zu einer Zeit, in der offen rassistische, sexistische und ausländer:innenfeindliche Diskurse erneut Fuß fassen, ist es jedoch notwendig und kann die Forderung sozialer Gleichstellung, bei gleichzeitigem Respekt für diverse Identitäten, Lebensweisen und Überzeugungen, stärken.

Anmerkungen

Dieser Text entstand im Rahmen des Projektes "ANID Convocatoria Nacional Subvención a Instalación en la Academia Convocatoria Año 2021 + Folio SA77210035" / ANID (Chilenische Nationale Agentur für Forschung und Entwicklung).

Literatur

Almonacid, Fabián (2009): El Problema de la Propiedad de la Tierra en el Sur de Chile (1850–1930). In: Historia 42/1, 5–56. https://doi.org/10.4067/S0717-71942009000100001

Auyero, Javier & Débora Swistun (2008): Inflamable. Estudio del Sufrimiento Ambiental. Buenos Aires: Paidós.

Barria, Nicol, Rodrigo Aguilera, José Cabrera-Sánchez, Antonio Letelier & Nicolás Pinochet-Mendoza (2022): Ascenso de los Discursos de Extrema Derecha en Chile. Una Aproximación desde la Teoría Crítica. In: Revista Guillermo de Ockham 20/2, 315–331. https://doi.org/10.21500/22563202.5858

Boccara, Guillaume & Patricia Bolados (2010): ¿Qué es el Multiculturalismo? La Nueva Cuestión Étnica en el Chile Neoliberal. In: Revista de Indias 70/250, 651–690. https://doi.org/10.3989/revindias.2010.021

Busso, Matias & Julián Messina (Hgs.) (2020): The Inequality Crisis. Latin America and the Caribbean at the Crossroads. O. O: Inter-American Development Bank. https://doi.org/10.18235/0002629

Carrier, James & Don Kalb (Hgs.) (2015): Anthropologies of Class. Power, Practice and Inequality. Cambridge: Cambridge University Press.

Colombres, Adolfo (1982): La Hora del 'Bárbaro'. Bases para una Antropología Social de Apoyo. Buenos Aires: Ediciones del Sol.

Escobar, Arturo (2012). Encountering Development: The Making and Unmaking of the Third World. Princeton University Press.

Espí, Alejandro (2021): Uruguay. El País que supo reducir la Desigualdad y la Pobreza. Montevideo: Universidad de la República. https://www.colibri.udelar.edu.uy/jspui/handle/20.500.12008/28475. Letzter Zugriff: 01.09.2023

Fanon, Franz (2009 [1952]): Piel Negra, Máscaras Blancas. Madrid: Akal.

Fassin, Didier (2018): Life. A Critical User's Manual. Cambridge: Polity.

Graeber, David (2014): Anthropology and the Rise of the Professional-Managerial Class. In: HAU: Journal of Ethnografic Theory 4/3, 73–88. https://doi.org/10.14318/hau4.3.007

Hancock, Ange-Marie (2007): Intersectionality as a Normative and Empirical Paradigm. In: Politics & Gender 3/2, 248–254. https://doi.org/10.1017/S1743923X07000062

Harding, Sandra (1986): The Science Question in Feminism. Ithaca: Cornell University Press.

Jelin, Elizabeth, Renata Campos, Sérgio Costa & Ramiro Segura (Hgs.) (2021): Repensar las Desigualdades. Cómo se Producen y Entrelazan las Asimetrías Globales. Buenos Aires: Siglo XXI.

Hill Collins, Patricia & Sirma Bilge (2016): Intersectionality. Cambridge: Polity.

Jimeno, Myriam (2004): La Vocación Crítica de la Antropología Latinoamericana. In: Maguaré 18, 33–58.

Kalb, Don (2015): Introduction. Class and the new anthropological holism. In: James Carrier & Don Kalb (Hg.), Anthropologies of Class. Power, Practice and Inequality. Cambridge: Cambridge University Press, 1–27.

Kaltmeier, Olaf, Josef Raab & Sebastian Thies (2012): Multiculturalism and Beyond. The New Dynamics of Identity Politics in the Americas. In: Latin American and Caribbean Ethnic Studies 7/2, 103–114. https://doi.org/10.1080/17442222.2012.686327

Katzer, María & Macarena Manzanelli (2022): Etnografías Colaborativas y Comprometidas contemporáneas. Buenos Aires: Asociación Argentina de Geofísicos y Geodestas.

Lander, Eduardo & Santiago Castro-Gómez (Hgs.) (2000): La Colonialidad del Saber. Eurocentrismo y Ciencias Sociales: Perspectivas Latinoamericanas. Buenos Aires: CLACSO.

Lugones, María (2008): Colonialidad y Género. Hacia un Feminismo Decolonial. In: Walter Mignolo (Hg.), Género y Descolonialidad. Buenos Aires: Ediciones del Signo, 14–42.

Maldonado-Torres, Nelson (2007): Sobre la Colonialidad del Ser. Contribuciones al Desarrollo de un Concepto. In: Santiago Castro-Gómez & Rodolfo Grosfoguel (Hg.), El Giro Decolonial. Reflexiones para una Diversidad Epistémica más allá del Capitalismo Global. Bogotá: Siglo del Hombre, 127–167.

Marcus, George (2015): Reflexivity in Anthropology. In: James Wright (Hg.), International Encyclopedia of the Social & Behavioral Sciences. Oxford: Elsevier, 88–92. https://doi.org/10.1016/B978-0-08-097086-8.12139-7

Marimán, Pablo (2006): Los Mapuche antes de la Conquista Militar Chileno-Argentina. In: Pablo Mariman (Hg.), ¡...Escucha, Winka...! Cuatro Ensayos de Historia Nacional Mapuche y un Epílogo sobre el Futuro. Santiago: LOM, 53–128.

Mayol, Alberto (2019): Big Bang. Estallido Social 2019. Santiago: Catalonia.

Menéndez, Eduardo (2012): Búsqueda y Encuentro. Modas, Narrativas y Algunos Olvidos. In: Cuadernos de Antropología Social 35, 29–53.

Menéndez, Eduardo (2018): Colonialismo, Neocolonialismo y Racismo. El Papel de la Ideología y de la Ciencia en las Estrategias de Control y Dominación. Ciudad de México: Universidad Nacional Autónoma de México.

Merenson, Silvina (2016): Los Peludos. Cultura, Política y Nación en los Márgenes del Uruguay. Buenos Aires: Gloria.

Mondaca, Eduardo (2017): The Archipelago of Chiloé and the Uncertain Contours of its Future. Coloniality, New Extractivism and Political-Social Re-vindication of Existence. In: David Rodríguez (Hg.), Environmental Crime in Latin America. The Theft of Nature and the Poisoning of the Land, 31–55.

Quijano, Anibal (2001): Colonialidad del Poder, Globalizacion y Democracia. In: Utopías 188, 97–123.

Ramos-Zayas, Ana (2023): Crianza de Imperios. Clase, Blanquitud y la Economía Moral del Privilegio en América Latina. Buenos Aires: CLACSO-CALAS.

Reygadas, Luis (2021): La Construcción Simbólica de las Desigualdades. In: Elizabeth Jelin, Renata Campos, Sérgio Costa & Ramiro Segura (Hg.), Repensar las Desigualdades. Cómo se Producen y Entrelazan las Asimetrías Globales. Buenos Aires: Siglo XXI, 201–219.

Rodríguez, Javier (2016): Desigualdad y Desarrollo en Chile. Historia Comparada de la Desigualdad en Chile y Uruguay. Santiago. https://www.estudiospnud.cl/wp-content/uploads/2020/04/undp_cl_pobreza_Serie-DT_1.pdf. Letzter Zugriff: 01.09.2023

Smith, Linda Tuhiwai (1999): Decolonizing Methodologies. Research and Indigenous Peoples. London: Zed Books.

Veltmeyer, Henry & Paul Bowles (Hgs.) (2017). The essential guide to critical development studies. Abingdon, Oxon , New York, NY: Routledge.

Viveros Vigoya, Mara (2023): Interseccionalidad. Giro Decolonial y Comunitario. Buenos Aires: CLACSO.
Wade, Peter (2010): Race and Ethnicity in Latin America. London: Pluto Press.
Wolf, Eric (1982): Europe and the People without History. Berkeley: University of California Press.

Autor:inneninformation

Natalia Picaroni-Sobrado, Doktorin der Sozialwissenschaften (Universität Wien, 2015) und Magistra der Kultur- und Sozialanthropologie (Universität Wien, 2008). Derzeit tätig an der Universidad de Los Lagos in Chile. Forschungsschwerpunkte: Gesundheitswissen und Gesundheitspraktiken, Menschenrechte und politische Gewalt, Rassismus, Audiovisuelle Medien und Methoden, Entwicklung und Angewandte Technologien, Ernährungssouveränität.

https://doi.org/10.21248/ka-notizen.86.45

Klasse und/oder Klassismus? Zum Umgang mit einer begrifflichen Differenz

Stefan Wellgraf

Zusammenfassung

In den letzten Jahren hat sich im deutschsprachigen Raum eine Kontroverse um die Verwendung der Begriffe ‚Klasse' und ‚Klassismus' entwickelt. In der Debatte stehen sich marxistisch ausgerichtete Vertreter:innen der Klassentheorie und die eher identitätstheoretisch argumentierenden Protagonist:innen des Klassismusansatzes skeptisch, teilweise sogar feindselig gegenüber. Davon ausgehend, dass Begriffsfragen weder kontext- noch folgenlos sind, reflektiere ich zunächst die Potenziale und Fallstricke dieser beiden Begriffsverwendungen. Anschließend zeige ich am Beispiel meiner Forschungen zu Berliner Hauptschulen, dass sich die Ansätze auch als komplementäre, einander ergänzende Zugänge verstehen lassen. Die Empirische Kulturwissenschaft/Europäische Ethnologie ist in besonderer Weise dazu geeignet, verschiedene Ansätze miteinander zu verbinden und somit zu einer vielschichtigen Klassenanalyse beizutragen.

Schlagwörter: Klasse, Klassismus, Hauptschule, Marxismus, Europäische Ethnologie

PD Dr. Stefan Wellgraf, Heisenbergstelle, Institut für Europäische Ethnologie, Humboldt-Universität Berlin, Deutschland

---

Einführung

Ich hätte das Buch von Christian Baron (2016) nicht so offen neben meinem Rucksack liegen lassen sollen. Als ich mich im Jahr 2018 an einer europäisch-ethnologischen Tagung beteiligte, hatte ich auf dem Weg im Zug dessen provokant betiteltes Sachbuch *Proleten, Pöbel, Parasiten. Warum die Linken die Arbeiter verachten* angefangen zu lesen und wollte es nun, da ich etwas zu früh war, noch schnell beenden. Als die ankommenden Ethnolog:innen bei der Begrüßung das Buch registrierten, reagierten sie mit perplexen Gesten, als hätten sie plötzlich Anzeichen einer unheilbaren Krankheit an mir entdeckt. Selbst von mir wohlgesinnten Kolleg:innen musste ich mir abschätzige Kommentare anhören: Von mir hätten sie „das nicht erwartet" und „das ist aber nicht hilfreich". Anfangs ließ ich das Buch noch eine Weile liegen, dann packte ich es irgendwann doch lieber zurück in meinen Rucksack. Ich hatte das Buch nicht identifikatorisch gelesen, sondern als Beitrag zu aktuellen Debatten um Klassenpolitik. Es handelt sich bei Barons Text um ein offensichtliches Remake von Owen Jones (2011) *Chavs. The Demonization of the Working Class* für den deutschen Buchmarkt. Warum reagieren die mir begegnenden Akademiker:innen so allergisch, wenn sie einen solchen Buchtitel sehen?

Hat es auch damit zu tun, dass auf der Tagung vor allem marxistisch ausgerichtete Ethnolog:innen versammelt waren? Und warum wird gerade ein Buch über Klassenpolitik auf einer Tagung zu Klassenpolitik so vehement abgelehnt?

Um dieses Unbehagen besser zu verstehen, müssen wir uns zunächst die Auseinandersetzungen um die Begrifflichkeiten ‚Klasse' und ‚Klassismus' vor Augen führen, die in diesem akademischen Kontext zu dem Zeitpunkt eine wichtige Rolle spielten. Kaum hatten Klassenverhältnisse in den 2010er Jahren begonnen, wieder mehr mediale und wissenschaftliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, da zeichnete sich bereits eine Spaltung im linken Lager ab. In den Debatten um klassenbedingte soziale Ungleichheit stehen sich seitdem Vertreter:innen einer marxistisch ausgerichteten Klassentheorie und die eher identitätstheoretisch argumentierenden Protagonist:innen des Klassismusansatzes skeptisch, teilweise sogar feindselig gegenüber. Davon ausgehend, dass Begriffsfragen weder kontext- noch folgenlos sind, möchte ich in diesem Beitrag zunächst die Potenziale und Probleme dieser beiden Begriffsverwendungen reflektieren sowie anschließend auf die Verwendung dieser Bezeichnungsweisen in meinen Forschungen zu Berliner Hauptschulen eingehen. Durch eine konzeptionelle Schärfung offenbaren sich inhaltliche Differenzen, zugleich treten unterschiedliche akademische Trägermilieus hervor. Es lässt sich jedoch zeigen, dass die beiden Ansätze nicht strikt voneinander getrennt werden müssen, sie sich vielmehr auch als komplementäre, einander ergänzende Zugänge verstehen lassen und dass die Empirische Kulturwissenschaft/Europäische Ethnologie in besonderer Weise dazu geeignet ist, zu einer integrierenden, facettenreichen Form der Klassenanalyse beizutragen.

Klasse vs. Klassismus: Hintergründe einer begrifflichen Unterscheidung

Während Klassismusanalysen die Diskriminierung von Menschen und Gruppen aus unteren Klassenlagen in kritischer Absicht adressieren, liefern marxistische Ansätze eine wirkmächtige Erklärung zur Entstehung von Klassenverhältnissen. Die marxistisch ausgerichtete Klassentheorie legt ihren Fokus dabei auf staatliche Herrschafts- und kapitalistische Ausbeutungsverhältnisse. Klassenverhältnisse zeigen sich in erster Linie in einer durch Eigentumsrechte geschützten Wirtschaftsweise, bei der diejenigen, die über die Produktionsmittel verfügen, den von den Arbeitenden erwirtschafteten Mehrwert abschöpfen. Dieser Ansatz bestimmte über lange Strecken des 20. Jahrhunderts die kritische Auseinandersetzung mit sozialen Ungleichheiten und diente zugleich als ideologischer Grundpfeiler für die Kämpfe der Arbeiterbewegung. Diese traditionelle Form der Klassenanalyse erlebte seit den 1980er Jahren zunächst einen Niedergang, bevor sie in den letzten Jahren in modifizierter Form wieder etwas mehr Wirkungskraft entfaltete.

Marxistische Theorieansätze hatten von den 1960er bis 1980er Jahren auch einen wesentlichen Einfluss auf die Volkskunde/Empirische Kulturwissenschaft, die sich in dieser Zeit verstärkt der Arbeiterkultur und ihren Protestformen zuwandte (Warneken 2006). Diese Neuausrichtung hing eng mit gesellschaftspolitischen Entwicklungen zusammen. Parallel zur Revolte der 68er-Bewegung gegen konservative, nicht selten noch aus dem Nationalsozialismus stammende Eliten forderten junge Wissenschaftler:innen eine herrschaftskritische Ausrichtung sowie eine Umbenennung der Volkskunde, in der völkisches Denken und nationalsozialistisches Personal den Krieg zunächst weitgehend unbeschadet überstanden hatten. Schon bald zeigte sich jedoch, dass die Arbeiterklasse die in sie gesetzten revolutionären Hoffnungen nicht erfüllte. Stuart Hall hatte am Beispiel der englischen *working-class* schon

im Jahr 1958 auf eine Erosion des Klassenbewusstseins aufgrund einer verstärkten Individualisierung und Konsumorientierung hingewiesen. Im Jahr 1980 verkündete schließlich der französische Philosoph André Gorz den *Abschied vom Proletariat*, mit dem zugleich die marxistische Theorie in eine tiefe Krise stürzte. Autoren wie Ulrich Beck (1983) standen mit einflussreichen Texten wie *Jenseits von Klasse und Stand?* symptomatisch für die darauffolgende Zurückdrängung marxistischer Argumentationsweisen in den Sozial- und Kulturwissenschaften. Deren Bedeutungsverlust wurde nach 1989 durch den mit dem Fall der Berliner Mauer verbundenen Untergang des Staatssozialismus noch weiter verstärkt. Doch in Folge der Finanz- und Wirtschaftskrise gewann ab 2008 allmählich auch eine marxistisch inspirierte Kritik an kapitalistischen Ausbeutungs- und Klassenverhältnissen wieder eine stärkere Resonanz, ohne jedoch an ihre intellektuelle Blütezeit um 1970 heranzureichen.

Die Stärken der traditionellen marxistischen Klassenanalyse verweisen zugleich auf einige ihrer Schwächen. Durch den Fokus auf Arbeit wird die grundlegende Bedeutung ökonomischer Verhältnisse für die Herausbildung klassenbedingter Ungleichheiten hervorgehoben, zugleich fällt es dadurch jedoch schwer, Klassenbildungen außerhalb der Arbeitssphäre sowie mit Blick auf andere Achsen der Ungleichheit zu denken. Hier wirkt teilweise das alte marxistische Denken in Haupt- und Nebenwidersprüchen fort, auch wenn direkte Bezugnahmen auf diese mittlerweile in Misskredit geratene Formel heute in der Regel vermieden werden. Mit diesem Denken gehen auch einige andere unangenehme Facetten des orthodoxen Marxismus einher: eine Tendenz zu Überheblichkeit, rein theoretischen Ableitungen und der rigorosen Herabwürdigung divergierender Positionen. Der klassische Ort der Selbstverständigung dieser Form von Gesellschaftskritik ist der ‚Kapital'-Lesekreis, die typische Argumentationsweise besteht im rechthaberischen Verweis auf eine Stelle im Werk von Karl Marx, wodurch die eigene Position quasi letztgültig beglaubigt werden soll. In den Auseinandersetzungen um ‚Klasse' und ‚Klassismus' findet teilweise eine Rückkehr auf solche alten, orthodoxen Positionen statt. So klagt etwa Torsten Bewernitz (2017) in seiner Generalabrechnung mit dem Klassismusbegriff in klassisch marxistischer Manier über das „Fehlen der Fabriken".

Mit dem Rückzug auf ein ökonomisch verkürztes Klassenverständnis werden jedoch zugleich die kritischen Revisionen und Erweiterungen der marxistischen Klassenanalyse der letzten Jahrzehnte aus dem Blick verloren. So hat Louis Althusser mit seiner wirkmächtigen Marx-Lektüre die Tür für eine Dezentrierung der Klassenanalyse geöffnet (Althusser 2011), was dazu beitrug, dass Marxist:innen heute Klassenverhältnisse intersektional und Klassenidentitäten ohne einen Wesenskern begreifen können (Demirović 2021). Sowohl das schematische Denken von *Basis* und *Überbau* als auch der damit verbundene Ökonomismus der marxistischen Klassenanalyse wurde im Kontext der *Cultural Studies* von Autoren wie Raymond Williams (1977) zugunsten eines komplexeren Artikulationsverhältnisses sowie einer stärkeren Berücksichtigung von (populär)kulturellen Facetten korrigiert. Und schließlich hat Pierre Bourdieu (1983) mit seinem Kapitalansatz eine Verbindung von sozialen, ökonomischen und kulturellen Ressourcen vorgeschlagen und mit seinem auf die Übernahme negativer Klassifizierungen durch die Betroffenen zielenden Begriff der symbolischen Gewalt (Bourdieu & Wacquant 1996) Aspekte dessen thematisiert, was heute üblicherweise unter dem Begriff ‚Klassismus' verhandelt wird. Ähnliches gilt auch für aktuelle sozialwissenschaftliche Forschungen zu sozialer Demütigung (Schützeichel 2018) sowie jüngere kulturwissenschaftliche Studien zu Herabsetzung und sprachlicher Gewalt (Herrmann et al. 2015; Häusler et al. 2020). Wenn heute von einer *Wiederkehr der Klassen* (Graf et al. 2022) die Rede

ist, dann handelt es sich also um eine Rückkehr in neuem Gewand. Zum einen sind avancierte Formen der Klassenanalyse mittlerweile intersektional, dekolonial und feministisch ausgerichtet, zum anderen werden gegenwärtige gesellschaftliche Transformationen wie Prekarisierung, Digitalisierung und Globalisierung einbezogen. Eine solche, für konzeptionelle Neuerungen und empirische Erweiterungen offene marxistische Gesellschaftsanalyse braucht alternative Ansätze nicht zu fürchten, zumal wichtige marxistische Stimmen längst nicht mehr auf einem Alleinvertretungsanspruch bei der Klassenanalyse beharren, sondern für eine pragmatisch vorgehende Integration verschiedener Forschungsansätze plädieren (Wright 2023).

Klassismus steht in einer begrifflichen Analogie zu Rassismus und Sexismus für eine Diskriminierungsform, die primär auf der Basis klassenbezogener Zuschreibungen basiert. Es handelt sich dabei, wie Andreas Kemper und Heike Weinbach (2009) in der ersten deutschsprachigen Klassismus-Einführung gezeigt haben, um eine semantische Übernahme der Bezeichnung *classism*, die in England seit dem 19. Jahrhundert verwendet wurde. Die gegenwärtige Klassismusliteratur bezieht sich jedoch primär auf US-amerikanische soziale Bewegungen der 1970er Jahre, als in der Frauenbewegung, im lesbischen Aktivismus sowie im *Black Power Movement* auch über klassendingte Ausschlussmechanismen diskutiert wurde. In der Bundesrepublik wurde der Begriff ‚Klassismus' in den 1980er und 90er Jahren ebenfalls zunächst in queerfeministischen Kontexten verwendet, etwa von aktivistischen Gruppen wie den „Prololesben" und den „Arbeitertöchtern" (Abou 2020). Der Klassismusbegriff steht also in einem etwas anderen, eher identitätstheoretischen als marxistischen Kontext. Er war zunächst eng mit dem Kampf um Minderheitenrechte verbunden, wo mit ihm eine stärkere Sensibilität für bisher wenig beachtete Formen von Diskriminierungserfahrungen eingefordert wurde. Parallel zum Revival marxistischer Theorie hat seit den 2010er Jahren auch der Klassismusbegriff eine größere Verbreitung gefunden, wobei die Verbindungen zum Aktivismus erhalten blieben (Gamper & Kupfer 2023). Vor allem unter diesem Label entdeckte in der letzten Dekade eine neue Generation das Problem von klassenbedingter Ungleichheit.

Die identitätstheoretische Ausrichtung sowie der enge Bezug zum intersektionalen Aktivismus trugen zur Anschlussfähigkeit des Diskurses über Klassismus an gesellschaftliche Debatten zu *race* und *gender* bei. Der Erfolg der Klassismuskritik hängt auch mit ihrer Zugänglichkeit zusammen. In persönlichen und literarischen Schilderungen werden Klassenverhältnisse auf mitfühlende Weise veranschaulicht, wobei deutlich mehr Frauen zu Wort kommen als in der traditionell männerdominierten marxistischen Theorie. So avancierte in den letzten Jahren das Genre der auto(sozio)biografischen Literatur zu einem Modus der Klassismuskritik. Autorinnen wie Annie Ernaux (1983), Carolyn Steedman (1987) und bell hooks (2000) hatten bereits in den Jahrzehnten zuvor in autobiografischen Texten auf widersprüchliche Erfahrungen sozialer Herkunft und Mehrfachdiskriminierungen hingewiesen, die hierzulande zunächst jedoch kaum beachtet wurden. Das änderte sich im Jahr 2016 mit der Publikation der deutschsprachigen Übersetzung von Didier Eribons *Rückkehr nach Reims*, der bald zahlreiche Publikationen nachfolgten, in Frankreich etwa die Bücher von Édouard Louis (2015; 2019) oder hierzulande die Veröffentlichungen von Anke Stelling (2015; 2018).

Ein Problem von Teilen dieser Literatur, das besonders bei den für dieses Genre wegweisenden französischen Texten von Didier Eribon (2016) und Édouard Louis (2014) auffällt, liegt darin, dass sie das Entkommen aus einer Arbeiterkultur schildern, die zugleich als hoffnungslos homophob und extrem gewalttätig geschildert wird. So behauptet Édouard Louis (2014) in seinem autobiografischen Buch *Das Ende von Eddy* bereits im ersten Satz, dass er an

die von ihm durchlittene proletarische Kindheit keine einzige glückliche Erinnerung habe: „De mon enfance je n'ai aucun souvenir hereux. […] Simplement la souffrance est totalitaire" (Louis 2014: 13). Pierre-Héli Monot (2015) bezeichnet diese Argumentationsweise als linksreaktionär, da sich in ihr der progressive Gestus des Kampfes um Minderheitenrechte mit einer anachronistischen, despektierlichen Darstellung von Arbeitermilieus verbindet. Dies zeigt sich exemplarisch in der weiteren Schilderung des Elternhauses in *Das Ende von Eddy*:

> „Eddys Vater arbeitet in einer Fabrik, schimpft auf ‚Schwule' und schlägt Ausländer, schlägt seine Frau, trinkt Pastis und Blut (‚Das ist das Beste, das Blut direkt aus dem Tier, das verreckt.'), wäscht sich nicht und quält Tiere: ‚Ich sah wie [er] […] die neugeborenen Kätzchen in eine Plastiktüre aus dem Supermarkt steckte und sie so lange gegen die Betonkante schlug, bis sie ganz blutig war und Ruhe herrschte." (Monot 2015: 125)

Tendierte die marxistische Klassentheorie früher zur Romantisierung des Proletariats, werden nun in maßgeblichen Teilen der aktuellen Klassismusliteratur überzeichnete Gruselgeschichten vom Sadismus und der Homophobie der Arbeiterklasse geschildert – und somit zugleich die Ressentiments eines bürgerlichen Publikums bedient. In Anlehnung an die mittlerweile klassischen Studien zum *male gaze* (Mulvey 1975), ließe sich hier von einem *bourgeois gaze* sprechen, um zu verstehen, wie diese Autoren bürgerliche Blickweisen internalisieren, wie sie sich dem dominanten Blickregime unterwerfen, um gefallen zu wollen und sich im Kulturbetrieb erfolgreich zu positionieren.

Die starke Betonung der eigenen Herkunft aus der auf diese Weise geschilderten Arbeiterklasse sowie die individualistische Beschreibung des sozialen Aufstiegs geht mit der Gefahr einher, Essentialisierungen zu bestätigen oder sogar negative Zuschreibungen gegenüber den ‚Zurückgebliebenen' zu verstärken (Wietschorke 2023). Auch andere Schwächen identitätstheoretischer Ansätze finden sich in Teilen der Klassismusliteratur wieder: Konkurrenzen um den Opferstatus, ein Hang zur Personalisierung, stark moralisierende Sprechweisen bis hin zu Sprechverboten, eine Vernachlässigung von ökonomischen Fragen sowie die Ausblendung von sozialen Zusammenhängen ohne direkten Bezug zu den eigenen Befindlichkeiten. Die mangelnde gesellschaftstheoretische Perspektivierung erschwert nicht nur die Suche nach kollektiven Lösungsmöglichkeiten, sie kann im Extremfall auch dazu führen, den Kampf gegen Klassismus lediglich als individuelles Empowerment zu verstehen. Der symptomatische Ort der Selbstverständigung ist die jeweilige Online-Community, die typische Argumentationsfigur besteht im Verweis auf die eigenen verletzten Gefühle, die jede weitere Widerrede wie einen unsensiblen, möglicherweise zu Retraumatisierungen führenden persönlichen Angriff erscheinen lässt.

Diese Gegenüberstellung offenbart in ihrer bewussten Zuspitzung einige wichtige Differenzen zwischen einer marxistisch argumentierenden Klassenanalyse und einer eher identitätstheoretisch ausgerichteten Klassismuskritik. Im Verlauf der Debatten kam es zwischen den beiden Lagern zu Anfeindungen, aber auch zu selbstkritischen Reflexionen. Zunächst wurde der marxistische Vorwurf der Theorievergessenheit damit gekontert, dass eine Beschreibung von klassenbezogenen Diskriminierungserfahrungen nicht erst eine theoretische Begriffserläuterung brauche, um ihre Wirkung zu entfalten – vielmehr zeige sich in dieser Forderung selbst eine zweifelhafte Sehnsucht nach klaren Kategorien und wissenschaftlichen Standards, mit der in akademischen Milieus seit langem die gelebten Erfahrung unterbürgerlicher Gruppen an den Rand gedrängt werden. Was es demgegenüber brauche, sei

vielmehr eine *sorgende Theoriearbeit*, die weniger mit Großbegriffen argumentiere, sondern sich mehr als ein Werkzeug sozialer Kämpfe verstehe (Niggemann 2020). Dem ließe sich entgegnen, dass auch die typischen Formen und Genres der Klassismuskritik – wie der Sensibilisierungsworkshop und die Autobiografie – in einer bildungsbürgerlichen Tradition stehen. Umgekehrt machen sich prominente Vertreter:innen des Klassismusansatzes über die theorielastigen „Papiertiger" lustig und fragen auf polemische Weise, wer diese „eigentlich lesen soll" (Seeck & Theißl 2020: 10). Hier ließe sich wiederum erwidern, dass derart ausgestellte Weisen des universitären Anti-Akademismus in der Regel selbst der Distinktion dienen (Felsch & Engelmeier 2017), es sich zudem bei solchen Varianten des Klassismusdiskurses ebenfalls um stark akademisierte Sprechweisen handelt.

Besondere Brisanz erhielt die Gegenüberstellung von Klassen- und Identitätspolitik in den Debatten um den Aufstieg des Rechtspopulismus (Groys 2023). Autoren wie Didier Eribon (2016), Christian Baron (2016) und Bernd Stegemann (2017) argumentierten, die einst marxistisch ausgerichtete Linke habe sich zu sehr auf kulturelle Formen der Benachteiligung – auf Identitätspolitik – konzentriert und dadurch den Kampf gegen materielle Benachteiligung und ökonomische Ausbeutung – also die Klassenpolitik – vergessen. Durch diesen Rückzug in eine identitätspolitische Blase sei wiederum die traditionelle Bindung der Linken zur Arbeiterklasse geplatzt, die sich nun stattdessen den Rechtspopulisten zuwenden würde. Silke van Dyk (Dowling et al. 2017; van Dyk & Graefe 2019) und ihre Kolleginnen an der Universität Jena haben darauf hingewiesen, dass diese Argumentationsfigur von falschen Gegensätzen ausgehe und mit fragwürdigen Grundannahmen operiere. Zu diesen Grundannahmen gehöre die Behauptung einer linken Hegemonie, die wenig mit den tatsächlichen politischen Kräfteverhältnissen zu tun habe, in denen vielmehr ein Aufstieg rechter Kräfte festzustellen sei. Zudem verberge die behauptete Frontstellung von Identitäts- und Klassenpolitik, dass es in Emanzipationskämpfen minoritärer Gruppen meist auch um materielle Fragen gehe, in der Frauenbewegung beispielsweise um eine gerechtere Organisation der gesellschaftlichen Arbeitsteilung. Dass sich die Kämpfe um Anerkennung und Umverteilung nicht ausschließen, war bereits zuvor in der Debatte zwischen Axel Honneth und Nancy Fraser (2003) offensichtlich geworden.

Es lassen sich noch weitere Verbindungslinien zwischen Klasse und Klassismus ausmachen. Zunächst handelt es sich bei beiden Begriffsvarianten um Versuche einer kritischen Gesellschaftsanalyse, die darauf abzielen, klassenbedingte Ungleichheiten abzuschaffen oder zumindest ihre Wirkung zu vermindern. In beiden Argumentationszusammenhängen wird zudem auch auf Traditionsbestände rekurriert, die jeweils auf die vermeintlich andere Seite verweisen: In der gegenwärtigen marxistischen Theorie wird mittlerweile gefordert, den Klassenbegriff von ökonomischen Verkürzungen zu befreien, ihn stärker intersektional auszurichten und askriptive Ungleichheiten nicht zu vernachlässigen (Lindner 2018). Umgekehrt spielen Themen wie Arbeit und Ausbeutung auch in der Klassismusliteratur eine wichtige Rolle, wird dort immer wieder betont, dass symbolische und materielle Formen der Ausgrenzung nicht gegeneinander ausgespielt werden sollten (Kemper & Weinbach 2009; Seeck & Theißl 2021). Kritik und Affirmation des Klassismuskonzepts schließen sich zudem nicht aus; so enthält Susanne Pawlewicz (2021) Artikel *Das ordnungslose Rauschen des Klassismus* zwar zunächst die üblichen Kritikpunkte am Klassismusdiskurs (Definitionsschwäche, Individualisierung, Betroffenheitspolitik usw.), würdigt jedoch schließlich auch die Zugänglichkeit, Mobilisierungskraft und die Sensibilität für subtile Herrschaftsformen der Klassismusliteratur. Die Differenzen zwischen marxistischer Klassenanalyse und identitätstheoretisch orientierter Klassismuskritik erscheinen also keineswegs unüberbrückbar. Vielmehr

lassen sich Parallellektüren oder Übergänge in gegensätzlichen Richtungen vorstellen: dass etwa junge Menschen zunächst vom Klassismusdiskurs politisch mobilisiert werden und das so geweckte Interesse an Klassenfragen dann später mithilfe marxistischer Theorieangebote vertiefen. Oder dass politisch linksgerichteten Personen die gängige marxistische Literatur nach einer Weile zu trocken erscheint und sie sich stattdessen anschaulicheren Texten zu Klassismus zuwenden.

Klasse und Klassismus in Feldforschungen zu Hauptschulen

In meinen Forschungen zu Berliner Hauptschüler:innen sprach ich in den 2010er Jahren sowohl von Klasse als auch von Klassismus, ohne dass ich eine Unvereinbarkeit der Begriffe wahrgenommen hätte. Es erschien mir nicht einleuchtend, die beiden Diskursstränge gegeneinander auszuspielen, ebenso wie Erfahrungen von Sexismus nicht von Reflektionen über das Patriarchat getrennt werden sollten. Meine leicht divergierende Wahl der Begrifflichkeiten erfolgte damals eher intuitiv. Sie war dennoch nicht willkürlich, in ihr vermischten sich vielmehr wissenschaftliche und persönliche Anliegen. Im Rückblick auf meine Forschungen möchte ich zeigen, wie sich mit unterschiedlichen Begriffseinsätzen jeweils spezifische Probleme der Klassenanalyse bearbeiten lassen und wie europäisch-ethnologische Zugänge helfen können, unproduktive Frontstellungen zu vermeiden.

Der Bezug auf Klassenverhältnisse bot sich für mich zunächst an, da das hierarchisch gegliederte deutsche Bildungssystem offensichtlich die Konturen des hiesigen Klassensystems widerspiegelt. Nimmt man eine gängige Unterteilung, wie die von Andreas Reckwitz (2019: 63–133) – der angelehnt an Pierre Bourdieus (1982) kulturalistischer Deutung von Klassenverhältnissen zwischen einer zunehmend abgehängten „Unterklasse", einem in die Defensive geratenen Kleinbürgertum („alte Mittelklasse"), dem mittlerweile tonangebenden Bildungsbürgertum („neue Mittelklasse") und einer elitären, sich abschottenden „Oberklasse" unterscheidet – passt dies wie eine Folie auf das damals gängige Sekundärschulsystem. Dieses bestand aus zunehmend abgehängten Hauptschulen, den an Einfluss verlierenden Realschulen (in vielen Bundesländern wurden diese Schultypen mittlerweile fusioniert), den kulturell dominanten und finanziell deutlich besser ausgestatten Gymnasien sowie einer kleinen Zahl von elitären Privatschulen bzw. Internaten (deren Zahl seitdem stark angestiegen ist). Angesichts dieser institutionellen Rangordnung, durch die spätere Berufswege maßgeblich vorgezeichnet wurden, erschien es mir eher verwunderlich, dass in der soziologischen Ungleichheitsforschung und den Erziehungswissenschaften jener Zeit kaum von Klassenverhältnissen gesprochen wurde. Dies hatte mit dem bereits geschilderten Bedeutungsverlust des Klassenbegriffs seit den 1980er Jahren zu tun. Auch die Empirische Kulturwissenschaft/Europäische Ethnologie folgte diesem Trend: Als ich im Jahr 2008 meine Hauptschulforschung in einem Institutskolloquium vorstellte, wurde ich prompt belehrt, dass man so etwas in unserem Fach schon seit 20 Jahren nicht mehr mache. Im Verlauf der 2010er Jahre wurde dann jedoch sowohl in Deutschland als auch in unserem Fach wieder dezidiert von „Klasse" (Ege 2013), in Richtung der 2020er Jahre dann auch verstärkt von „Klassismus" (Seeck 2021) gesprochen. Meine Bücher über Hauptschulen waren ein Teil dieser Entwicklung, ging es in meinem ersten Buch *Hauptschüler* (2012) vor allem um die Herstellung von klassenbedingter Ungleichheit, fokussierte ich mich in *Schule der Gefühle* (2018) eher auf die emotionale Erfahrung von Minderwertigkeit, weshalb hier auch öfter von Klassismus die Rede war.

Dass ich mich anhand von Hauptschulen auf Klassenverhältnisse fokussierte, hatte auch damit zu tun, dass ich selbst aus einer Arbeiterfamilie kam. Die während meiner Gymnasial- und Studienzeit gemachten Erfahrungen als Bildungsaufsteiger hatten mich für klassenbedingte Ausgrenzungsmechanismen sensibilisiert – meine Forschungen waren auch ein Weg damit umzugehen (Wellgraf 2017). Allerdings war ich dann selbst schockiert, welches Ausmaß diese Ausgrenzung im Hauptschulkontext annahm, weshalb ich die Produktion von Verachtung in den Mittelpunkt meiner ersten Monografie zum Thema Hauptschule stellte (Wellgraf 2012). Dass ich trotz dieses marxistisch anmutenden Vokabulars zugleich orthodoxen marxistischen Zugängen kritisch gegenüberstand, hatte ebenfalls mit meiner Herkunft zu tun. Denn ich kam aus einem speziellen proletarischen Milieu, aus einer katholischen Arbeiterfamilie in Ost-Berlin. In ostdeutschen Arbeiterkontexten war die Skepsis gegenüber dem DDR-Staatssozialismus in den 1980er Jahren weit verbreitet, in katholischen Kreisen hielt man sich aus religiösen Gründen noch stärker auf Distanz. So war ich beispielsweise als einer der wenigen Schüler im als besonders linientreu geltenden Stadtteil Karlshorst nicht bei den Jungpionieren gewesen, eine damals als selbstverständlich geltende Form des politischen Bekenntnis, auf dessen Verweigerung mit kleineren und größeren Schikanen reagiert wurde. Ich hätte mich damals folglich niemals als Marxist bezeichnet; diese Bezeichnung war in Ostdeutschland auch in den 1990er Jahren noch für jene ehemaligen SED-Kreise reserviert, die meine Familie zuvor schikaniert hatten. Während meine Forschungen in ethnologischen Instituten wie eine marxistisch gefärbte Wiederzuwendung zu Klassenfragen wirkte, wäre sie in solchen linkspolitischen Kontexten ohnehin wie eine Verweichlichung der marxistischen Lehre erschienen.

Der Klassenbegriff ermöglichte mir eine kritische Perspektive auf die Positionierung von Hauptschulen in einem hierarchischen sozialen Gefüge sowie auf politökonomische Prozesse, die Hauptschulabsolvent:innen auf dem Arbeitsmarkt als ‚überflüssig' oder ‚nicht vermittelbar' erscheinen lassen. Jedoch untersuchte ich Klassenverhältnisse nicht allein in Bezug auf Arbeit, sondern primär im Bildungsbereich und im Freizeitverhalten. Ich arbeitete mit einigen klassisch marxistischen Begriffen wie *Entfremdung* und *Ideologie*, ohne diese jedoch an die Sphäre der Arbeit zu binden oder von einem *falschen Bewusstsein* auszugehen. Meine Lesart der Klassenverhältnisse war eine kulturalistische, ich orientierte mich vor allem an den britischen *Cultural Studies* und an der Kultursoziologie Pierre Bourdieus. Aus den Kulturwissenschaften kommend, lagen mir diese Ansätze deutlich näher als politökonomische Ansätze marxistischer Couleur, die mir tendenziell etwas reduktionistisch erschienen. Zugleich favorisierte ich einen ethnografischen Ansatz: Statt meine Schlüsse primär aus der Theorie abzuleiten, ging ich stärker von meinen Feldbeobachtungen aus und versuchte diese mithilfe unterschiedlicher, auch postkolonialer und poststrukturalistischer Theoriebezüge zu diskutieren. Schließlich war mein Klassenverständnis ein intersektionales, wobei ich selbst den Formationsbegriff bevorzugte, um Ungleichheitskategorien von vornherein als stärker miteinander verwoben zu betrachten. Auf diese Weise konnte ich zeigen, dass Kategorisierungen in Bezug auf Klasse, Ethnizität und Geschlecht nicht isoliert voneinander verstanden werden können, sie zugleich jedoch auf unterschiedliche Weisen konstruiert und erfahren werden (Wellgraf 2011).

Auch in Bezug auf die politischen Konsequenzen, auf die ich in einem kleinen Buch unter dem Titel *Ausgrenzungsapparat Schule* (Wellgraf 2021) eingegangen bin, folgte ich mit meinem Eintreten für ein eingliedriges Schulsystem zwar den Forderungen vieler linker Schulreformer:innen, wies zugleich jedoch auf alternative Formen der Politik *von unten* hin, die nicht in die gängigen politischen Schubladen passten. In meinen Feldforschungen war mir

aufgefallen, dass die Schüler:innen sich zwar während ihrer Schulzeit politisierten, sich ihr gesellschaftskritisches Bewusstsein jedoch vor allem in Bezugnahme auf rassistische Ausgrenzungserfahrungen, ethnische Verortungen und religiöse Bekenntnisse herausbildete. Über marxistisch geprägte Pädagog:innen aus der westdeutschen 68er-Bewegung, die versuchten die Schüler:innen zum Klassenkampf zu animieren, machten sich die Jugendlichen dagegen eher lustig – diese erschienen ihnen als hoffnungslos veraltet, ihr Vokabular als nicht mehr zeitgemäß. Ihre Gegenkultur war migrantisch und islamisch geprägt. Hier zeigte sich ein markanter Unterschied zu der von Paul Willis (1981) in *Learning to Labor* beschriebenen *counter school culture* im England der 1970er Jahre, die noch maßgeblich vom weißen männlichen Arbeiternachwuchs getragen wurde. Ein weiterer Unterschied bestand darin, dass die Schüler:innen nicht mehr auf *working-class jobs* landeten, sondern quasi komplett in die Arbeitslosigkeit entlassen wurden.

Die eklatante Benachteiligung auf dem Arbeitsmarkt ließen die Heranwachsenden weitgehend deprimiert über sich ergehen; sie hatten die damit verbundenen negativen Zuschreibungen zu einem gewissen Grad sogar selbst verinnerlicht. Dagegen protestierten sie teilweise lautstark gegen rassistische Zuschreibungen, gingen regelmäßig zu Palästina-Demos und besuchten die lokalen Hinterhofmoscheen. Ihr größerer Bezugspunkt war nicht die Arbeiterklasse, sondern die ‚*Umma*' – die Gemeinschaft der Gläubigen. Auch junge Frauen spielten dabei eine wichtige Rolle. Konflikte, die sie mit der Schule austrugen, drehten sich immer wieder um das Kopftuch. Statt den Schüler:innen nun einfach ein fehlendes Klassenbewusstsein zu attestieren, stellte ich eher unser limitiertes Verständnis von politischer Artikulation in Frage. Ich versuchte, die durch eine Hinwendung zum Islam verbundenen Dilemmata aufzuzeigen, etwa wenn Jugendliche sowohl von der Schule als auch den Eltern unter Druck gesetzt wurden, aber auch die neuen Allianzen und emanzipatorischen Potenziale, so am Beispiel eines von einer Schülerin angestoßenen Unterrichtsboykotts gegen eine besonders rassistisch und offen islamfeindlich auftretende Lehrerin (Wellgraf 2018: 255–260).

Den Begriff „Klassismus" verwendete ich vor allem, als es mir in meinem zweiten Buch *Schule der Gefühle* (Wellgraf 2018) darum ging, die emotionale Erfahrung von Minderwertigkeit zu beschreiben. Da in meinem damaligen akademischen Umfeld in Frankfurt/Oder vor allem zu Migration und Rassismus geforscht wurde, lag die begriffliche Ausweitung auf Klassismus nahe. Sie erschien mir anschlussfähig und eröffnete zugleich eine neue, für mein Untersuchungsfeld wichtige Facette im Bereich der Diskriminierungsforschung. Zudem stehen Bildungsfragen wiederholt im Zentrum klassismuskritischer Texte. In der bereits erwähnten Einführung in den Klassismus von Andreas Kemper und Heike Weinbach werden drei Formen von Bildungsklassismus unterschieden: die Definitionsmacht über das legitime Verständnis von Bildung, die Zuteilungspraxis zu Bildungsinstitutionen und die Verteilung von Ressourcen zur Erlangung legitimer Bildung (Kemper & Weinbach 2009: 119). Sowohl in der akademischen als auch der literarischen Variante von Klassismuskritik geht es immer wieder um damit verbundene Fragen der Bildungsungerechtigkeit, so beispielsweise im Sammelband *Klassismus und Wissenschaft* (Altieri & Hüttner 2020) oder in Deniz Ohdes (2021) autobiografischen Roman *Streulicht*. Diente die Arbeitswelt noch als Fluchtpunkt der marxistischen Klassenanalyse, so bilden Schulen und Universitäten ein Hauptmotiv des jüngeren Klassismusdiskurses. Dies bot Bezüge zu meinen Forschungen über Klassenverhältnisse im Bildungssystem an, wenngleich ich nicht autobiografisch über meinen eigenen Bildungsweg schrieb, sondern in den akademischen Formen von Qualifizierungsarbeiten und wissenschaftlichen Aufsätzen.

In einem solchen Aufsatz mit dem Titel *„The Hidden Injuries of Class". Mechanismen und Wirkungen von Klassismus in der Hauptschule* stellte ich im Jahr 2013 die unsichtbaren Wirkungen von Klassismus hervor. Ich betonte, dass es – im Gegensatz zu Rassismus und Sexismus – in der Gesellschaft noch an einem kritischen Vokabular zur Adressierung von Klassismuserfahrungen mangele. Gerade deshalb seien die damit verbundenen Ausgrenzungsmechanismen umso wirkmächtiger. Indem beispielsweise Bildungserfolg als individuelles Leistungsmerkmal gelte, als Ausdruck von Begabung, Motivation oder Intelligenz, würden klassenbedingte Ungleichheiten naturalisiert und zugleich legitimiert. Im Aufsatztitel bezog ich mich auf das Buch *The Hidden Injuries of Class* von Richard Sennett und Jonathan Cobb aus dem Jahr 1972, in dem sie die verletzenden Wirkungen klassenbedingter Herabsetzungen eindringlich beschrieben, weshalb es auch als eine Klassismusanalyse *avant la lettre* gelesen werden kann. Dass auch die US-amerikanische Ethnologin Sherry Ortner (1998) in den 1990er Jahren vom *hidden life of class* sprach, hängt sicher damit zusammen, dass im *American Way of Life* individualisierende Zuschreibungen von Erfolg und Status besonders wirkmächtig sind. Indem die klassenbedingten Voraussetzungen von gesellschaftlichem Erfolg ausgeblendet werden, können diese auch von den Betroffenen nur schwer adressiert werden. Klassenverhältnisse werden deshalb eher indirekt und auf emotionale Weise erfahren. Studien zu Klassismus müssten demnach genau diese Prozesse der Unsichtbarmachung und deren Folgen ins Zentrum einer kritischen Gesellschaftsanalyse rücken.

Genau dieses Ziel verfolgte ich anschließend in meiner bereits erwähnten Studie *Schule der Gefühle*, in der ich die dominanten Gefühlsstrukturen an einer sogenannten ‚Problem-Schule' in Berlin-Neukölln rekonstruierte. Der doppeldeutige Buchtitel deutete bereits an, dass hier eine Gefühlsbildung, eine machtvolle Form der Subjektivierung stattfindet. Ich schlug eine politische Lesart von Gefühlen vor, zeigte aber auch, dass es keine umstandslose Übersetzung von Klassenlagen in Gefühlslagen gibt. Ich betonte vielmehr Ambivalenzen und Widersprüche des Klassensystems – und wies auf die sich bereits deutlich abzeichnenden ideologischen Risse in der Schulfassade hin. So zeigte ich am Beispiel der Notengebung – die mit großem Abstand am meisten vergebene Schulnote war die Sechs –, dass diese von den Heranwachsenden nicht mehr auf den herkömmlichen Wegen emotional verarbeitet werden konnte. Statt mit schamvollen Reaktionen reagierten sie auf die desaströse Benotung beispielsweise mit einer Art spontaner Sechsen-Party (Wellgraf 2018: 199–203). Eigentlich war es ökonomisch wenig sinnvoll, Schüler:innen auf diese Art und Weise als komplett unfähig abzustempeln. Die Schulbehörden hatten gerade erst eine Schulreform durchgeführt, um die ehemaligen Hauptschulklientel wieder besser in den Arbeitsmarkt zu integrieren, auf dem sich im Verlauf der 2010er Jahre bereits ein beträchtlicher Arbeitskräftemangel abzeichnete. Das Ausmaß dieser Ausgrenzung ließ sich also nicht mehr nur polit-ökonomisch über die Schaffung einer zur Einhegung der Arbeiterklasse und zum Lohndumping notwendigen ‚Reservearmee' verstehen. Vielmehr zeigte sich, dass die Aufrechterhaltung kultureller Dominanz teilweise auch gegen wirtschaftliche Kalküle erfolgte. Demnach lässt sich die Klassismusanalyse nicht einfach durch die gängigen marxistischen Analysewerkzeuge ersetzen. Klassenbezogene Abwertungsmechanismen können auch anderen Logiken folgen, wobei in diesem Fall ein sich verselbständigender Negativismus schulischer Leistungsbewertung eine wichtige Rolle spielte. Auch die Umgangsweisen folgten nicht den üblichen Bahnen des ‚Klassenkampfes', vielmehr ging es mir darum, auch skurrile und scheinbar banale Reaktionen wie die Sechsen-Party als eine situierte Form des Politischen zu begreifen.

Zu diesen eigentümlichen Formen gehörte auch das Mobbing von Schüler:innen, die in höhere Schultypen aufsteigen wollten oder offen Mittelklasseambitionen zeigten. Diese

Form der Ausgrenzung, bei der ein Ausstieg aus der eigenen Klasse verhindert werden sollte, bezeichnen Andreas Kemper und Heike Weinbach als „lateralen Klassismus" (Kemper & Weinbach 2009: 22–23). Er verbindet sich teilweise mit der Verachtung von Oberschichten durch die sozial Deklassierten, also einer Art umgekehrten Klassismus „nach oben" (Gamper & Kupfer 2023: 58–62). Um die Frage, ob ein solcher Klassismus überhaupt möglich sei und als solcher bezeichnet werden solle, entwickelte sich im Verlauf der 2010er Jahre eine Auseinandersetzung: In dieser wurde auf der einen Seite darauf hingewiesen, dass nur eine fälschlicherweise an individuellen Diskriminierungserfahrungen ausgerichtete Zugangsweise von einem solchen *upward classism* sprechen könne, den es jedoch eigentlich nicht gäbe (Baron 2014). Auf der anderen Seite wurde entgegnet, dass die Wirkungen dieser unterschiedlichen Formen von Klassismus keineswegs gleichgesetzt würden, was sich auch an der Ausrichtung des anti-klassistischen Aktivismus zeige (Kemper 2014). Felix Gaillinger (2021) hat in einem Kommentar zu Recht darauf hingewiesen, dass diese Debatte unproduktiv sei, da sie in der Frage der Bewertung von Privilegien auf Entweder-oder-Entscheidungen hinauslaufe. Es könne durchaus zu Diskriminierungen innerhalb der Ausgegrenzten kommen und diese im Einzelfall machtvolle Effekte haben, eine der gemobbten Neuköllner Schülerinnen musste die Schule verlassen und sich in psychiatrische Behandlung begeben. Dass Klassismus ‚nach oben' medial besondere Aufmerksamkeit erfährt – Gaillinger verweist auf das Beispiel einer öffentlich über Reichtumsdiskriminierung klagenden Burda-Erbin –, der institutionalisierte Klassismus des Schulsystems jedoch weitgehend ausgeblendet bleibt, sagt bereits viel über die dominierenden Wirkungsweisen von Klassismus. Eine Analogie dazu findet sich in den aufgeregten Mediendebatten über ‚Deutschenfeindlichkeit' auf Schulhöfen, mit denen zugleich das ungleich größere Problem des antimuslimischen Rassismus im Bildungssystem verdrängt wird. Hier zeigt sich, dass die Herstellung und Thematisierung von Klassenverhältnissen auch deren Wahrnehmung maßgeblich beeinflusst – ein weiterer Grund, weshalb die Analysen von Klasse und Klassismus nicht voneinander getrennt werden sollten.

Schluss: Kulturwissenschaftliche/ethnologische Perspektiven

Am Beispiel meiner Forschungen zu Berliner Hauptschulen habe ich gezeigt, dass sich die Forschungen zu Klasse und Klassismus als komplementäre, einander ergänzende Zugänge verstehen lassen. Beide Zugangsweisen eröffnen wichtige Perspektiven. Sie setzen unterschiedliche Schwerpunkte und präferieren andere Formen der Darstellung. Es gibt in der Empirischen Kulturwissenschaft/Europäischen Ethnologie keine fachbezogene Notwendigkeit, sich zwischen diesen Begrifflichkeiten zu entscheiden. Zum einen ist unser Fach eher empirisch ausgerichtet, die unterschiedlichen Theoriestränge können also durchaus miteinander kombiniert werden. Zum anderen gibt es im ethnologischen Fächerzusammenhang eine lange Tradition sowohl von marxistischen als auch von identitätstheoretischen Ansätzen, inklusive diverser Querverbindungen. Die Schwerpunktsetzung sollte vielmehr in Bezug auf das Forschungsfeld und die Forschungsfrage erfolgen. Gleichsam erscheint es sinnvoll, die unterschiedlichen Genealogien und Einsatzweisen der zur Verfügung stehenden Begriffe im Blick zu behalten, um zu einer reflektierten Begriffsverwendung oder neuen Bezeichnungspraxen zu gelangen. Statt eine künstliche Frontstellung zwischen Klasse und Klassismus aufzubauen, kann also auch zu Klasse *und* Klassismus geforscht und somit eine unnötige Frontstellung vermieden werden.

So ließe sich fragen, ob in den Traditionsbeständen des feministischen Marxismus (Haugg 2015) und des Schwarzen Marxismus (Robinson 1983) bereits Ansätze enthalten sind, welche die heutigen Spaltungen zwischen klassen- und identitätstheoretischen Ansätzen zu überwinden helfen. Bei genauerem Hinsehen verbinden mittlerweile ohnehin viele Forschende Aspekte beider Ansätze oder publizieren parallel in den entsprechenden Kontexten. So kritisierte der eingangs erwähnte Christian Baron einerseits in der marxistisch ausgerichteten Zeitschrift *Prokla* die Theorievergessenheit der Klassismusforschung (Baron 2014), publizierte andererseits jedoch eine Anthologie zum Thema *Klasse und Kampf* (Brankow & Baron 2021), die aufgrund ihrer autobiografischen und literarischen Ausrichtung sowie der damit bedingten Autor:innenauswahl ein Paradebeispiel für eine Klassismus-Publikation ist. Sein eingangs erwähntes Buch *Proleten, Pöbel Parasiten* (Baron 2016) rief bei meinen Kolleg:innen wohl auch deshalb so starke Reaktionen hervor, da sie dessen Untertitel *Warum die Linken die Arbeiter verachten* auf sich bezogen hatten. Die emotionale Abwehr zeigt, dass unser Fach vielleicht mehr von Klassenpolitik betroffen ist, als wir uns eingestehen – wir die damit verbundenen Debatten offener austragen müssen. Eine wichtige Herausforderung für die europäisch-ethnologische Auseinandersetzung mit Klassenfragen besteht dabei darin, gesellschaftstheoretische und (auto-)biografische Ansätze miteinander zu verbinden und somit der festgefahrenen Debatte um Klasse und Klassismus im deutschsprachigen Raum aus ihrer gegenwärtigen Sackgasse zu verhelfen.

Literatur

Abou, Tanja (2020): Prololesben und Arbeiter:innentöchter. Interventionen in den feministischen Mainstream der 1980er- und 1990er-Jahre. In: Francis Seeck, Brigitte Theißl (Hgs.), Solidarisch gegen Klassismus. Organisieren, intervenieren, umverteilen. Münster: Unrast, 97–106.

Altieri, Riccardo & Bernd Hüttner (Hgs.) (2020): Klassismus und Wissenschaft. Erfahrungsberichte und Bewältigungsstrategien. Marburg: BdWi-Verlag.

Althusser Louis (2011): Für Marx. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Baron, Christian (2014): Klasse und Klassismus. Eine kritische Bestandsaufnahme. In: PROKLA 175, 225–235. https://doi.org/10.32387/prokla.v44i175.172

Baron, Christian (2016): Proleten, Pöbel, Parasiten. Warum die Linken die Arbeiter verachten. Berlin: Eulenspiegel.

Beck, Ulrich (1983): Jenseits von Klasse und Stand? Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten. In: Reinhard Kreckel (Hg.), Soziale Ungleichheiten. Göttingen: Schwartz & Co, 35–74.

Bewernitz, Torsten (2017): Das Fehlen der Fabriken. Kritik des Klassismus-Begriffs. In: Stephan Lessenich (Hg.), Geschlossene Gesellschaften. Verhandlungen des 38. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Bamberg 2016.

Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel (Hg.), Soziale Ungleichheiten. Göttingen: Schwartz & Co, 183–198.

Bourdieu, Pierre & Loïc Wacquant (1996): Reflexive Anthropologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Barankow, Maria & Christian Baron (Hgs.) (2021): Klasse und Kampf. Berlin: Claassen.

Demirović, Alex (2021): Kein Wesenskern – nirgendwo, Klassen und Identität. In: Mario Candeias (Hg.), Klassentheorie. Hamburg: Argument, 495–523.
Dowling, Emma, Silke van Dyk & Stefanie Graefe (2017): Rückkehr des Hauptwiderspruchs? Anmerkungen zur aktuellen Debatte um den Erfolg der Neuen Rechten und das Versagen der „Identitätspolitik“. In: Prokla 47/3, 411–420. https://doi.org/10.32387/prokla.v47i188.69
Ege, Moritz (2013): „Ein Proll mit Klasse“. Mode, Popkultur und soziale Ungleichheiten unter jungen Männern in Berlin. Frankfurt/Main: Campus.
Eribon, Didier (2016): Rückkehr nach Reims. Berlin: Suhrkamp.
Ernaux, Annie (1983): La Place. Paris: Gallimard.
Felsch, Philipp & Hanna Engelmeier (2017): Themenheft Antiakademismus, Mittelweg 36, 2017/4–5.
Gamper, Markus & Annett Kupfer (2023): Klassismus. Bielefeld: Transcript. https://doi.org/10.36198/9783838559278
Gaillinger, Felix (2021): Ungeniert und privilegiert?! Das Dilemma einer Debatte um „Klassismus nach oben“. In: Forum Wissenschaft 2021/4, 35–39
Graf, Jakob, Kim Lucht & John Lütten (Hgs.) (2022): Die Wiederkehr der Klassen. Frankfurt am Main: Campus.
Gorz, André (1980): Abschied vom Proletariat. Frankfurt/Main: Europäische Verlagsanstalt.
Groys, Boris (2023): Changing Topologies of the Class Struggle. In: Crisis & Critique 10/1, 146–161.
Hall, Stuart (1958): A sense of classlessness. In: New Left Review 5, 26–32.
Haug, Frigga (2015): Der im Gehen erkundete Weg. Marxismus – Feminismus. Hamburg: Argument.
Häusler, Anne, Elisabeth Heyne, Lars Koch & Tanja Prokić (2020): Verletzen und Beleidigen. Versuche einer theatralen Kritik der Herabsetzung. Berlin: August.
Herrmann, Steffen, Sybille Krämer & Hannes Kuch (Hgs.) (2015): Verletzende Worte. Die Grammatik sprachlicher Missachtung. Bielefeld: Transcript. https://doi.org/10.14361/9783839405659
hooks, bell (2000): Where we stand. Class matters. London & New York: Routledge.
Honneth, Axel & Nancy Fraser (2003): Umverteilung oder Anerkennung? Eine politisch-philosophische Kontroverse. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Jones, Owen (2011): Chavs. The Demonization of the Working Class. London: Verso.
Kemper, Andreas & Heike Weinbach (2009): Klassismus. Münster: Unrast.
Kemper, Andreas (2014): Klassismus. Theorie-Missverständnisse als Folge fehlender anti-klassistischer Selbstorganisation? In: PROKLA 176, 425–429. https://doi.org/10.32387/prokla.v44i176.165
Lindner, Urs (2018): Klasse und Klassismus. Wie weit reicht askriptive Ungleichheit? In: Tine Haubner & Tilman Reitz (Hgs.), Marxismus und Soziologie, Klassenherrschaft, Ideologie und kapitalistische Krisendynamik. Weinheim: Beltz Juventa, 100–117.
Louis, Édouard (2015): En finir avec Eddy Bellegueule. Paris: Seuil.
Louis, Édouard (2019): Wer hat meinen Vater umgebracht. Frankfurt am Main: Fischer.
Monot, Pierre-Héli (2020): Armut als Kapital. Eine Kritik an Didier Eribon, Édouard Louis und Geoffroy de Lagasnerie. In: Arbeit – Bewegung – Geschichte. Zeitschrift für historische Studien 19/2, 123–133.
Mulvey, Laura (1975): Visual Pleasure and Narrative Cinema. In: Screen 16, 6–18.

Niggemann, Jan (2020): Keine Klasse für sich. Perspektiven einer sorgenden Theoriearbeit. In: Francis Seeck & Brigitte Theißl (Hgs.), Solidarisch gegen Klassismus. Organisieren, intervenieren, umverteilen. Münster: Unrast, 45–54.

Ohde, Deniz (2021): Streulicht. Berlin: Suhrkamp.

Ortner, Sherry (1998): Identities. The Hidden Life of Class. In: Journal of Anthropological Research 54/1, 1–17. https://doi.org/10.1086/jar.54.1.3631674

Pawlewicz, Susanne (2021): Das ordnungslose Rauschen des Klassismus. Sondierungen einer polarisierenden Debatte. In: Forum Wissenschaft 2021/4, 4–7.

Reckwitz, Andreas (2019): Das Ende der Illusionen. Politik, Ökonomie und Kultur in der Spätmoderne. Berlin: Suhrkamp.

Robinson, Cedric (1983): Black Marxism. The Making of The Black Radical Tradition. Chapel Hill: University of North Carolina Press.

Schützeichel, Rainer (2018): Soziologie der Demütigung. In: Zeitschrift für theoretische Soziologie 2018/1, 25–39. https://doi.org/10.17879/zts-2018-4157

Seeck, Francis (2021): Care trans_formieren. Eine ethnographische Studie zu trans und nicht-binärer Sorgearbeit. Bielefeld: Transcript. https://doi.org/10.14361/9783839458358

Seeck Francis & Brigitte Theißl (Hgs.) (2020): Solidarisch gegen Klassismus. Organisieren, intervenieren, umverteilen. Münster: Unrast

Seeck Francis & Brigitte Theißl (2020): Einleitung. In: Francis Seeck & Brigitte Theißl (Hgs.), Solidarisch gegen Klassismus. Organisieren, intervenieren, umverteilen. Münster: Unrast, 9–14.

Sennett, Richard & Jonathan Cobb (1972): The Hidden Injuries of Class. New York & London: Norton.

Steedman, Carolyn (1987): Landscape for a good women. New Brunswick: Rutgers University Press.

Stegemann, Bernd (2017): Das Gespenst des Populismus. Ein Essay zur politischen Dramaturgie. Berlin: Theater der Zeit.

Stelling, Anke (2015): Bodentiefe Fenster. Berlin: Verbrecher.

Stelling, Anke (2018): Schäfchen im Trockenen. Berlin: Verbrecher.

van Dyk, Silke & Stefanie Graefe (2019): Wer ist schuld am Rechtspopulismus? Zur Vereinnahmung der Vereinnahmungsdiagnose: eine Kritik. In: Leviathan 47/4, 405–427. https://doi.org/10.5771/0340-0425-2019-4-405

Warneken, Bernd Jürgen (2006): Die Ethnographie popularer Kulturen. Eine Einführung. Wien: Böhlau.

Wellgraf, Stefan (2011): Hauptschule. Formationen von Klasse, Ethnizität und Geschlecht. In: Sabine Hess, Nikola Langreiter & Elisabeth Timm (Hgs.), Intersectionality Revisited. Empirische, theoretische und methodische Erkundungen. Bielefeld: Transcript, 119–147. https://doi.org/10.1515/transcript.9783839414378.119

Wellgraf, Stefan (2012): Hauptschüler. Zur gesellschaftlichen Produktion von Verachtung. Bielefeld: Transcript. https://doi.org/10.14361/transcript.9783839420539

Wellgraf, Stefan (2013): „The Hidden Injuries of Class“. Mechanismen und Wirkungen von Klassismus in der Hauptschule. In: Cornelia Giebler, Claudia Rademacher & Erika Schulze (Hgs.), Intersektionen von race, class, gender, body. Opladen: Budrich, 39–59.

Wellgraf, Stefan (2017): Wege ins Feld – Wege im Feld. In: Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur. In: Kuckuck 32/2, 46–49.

Wellgraf, Stefan (2018): Schule der Gefühle. Zur emotionalen Erfahrung von Minderwertigkeit in neoliberalen Zeiten. Bielefeld: Transcript. https://doi.org/10.14361/9783839440391

Wellgraf, Stefan (2021): Ausgrenzungsapparat Schule. Wie unser Bildungssystem soziale Spaltungen verschärft. Bielefeld: Transcript. https://doi.org/10.1515/9783839453070

Wietschorke, Jens (2023): The transclasse and the common people. Autosociobiographies and the anti-elitist imaginary, In: Moritz Ege & Johannes Springer (Hgs.), The Cultural Politics of Anti-Elitism in the Current Conjuncture. London: Routledge, 78–95. https://doi.org/10.4324/9781003141150-5

Williams, Raymond (1977): Marxism and Literature. Oxford: Oxford University Press.

Willis, Paul (1981): Learning to Labor. How Working Class Kids Get Working Class Jobs. New York: Columbia University Press.

Wright, Erik Olin (2023): Warum Klasse zählt. Berlin: Suhrkamp.

Autor:inneninformation

Stefan Wellgraf arbeitet im Rahmen einer Heisenbergstelle am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität Berlin. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören Populär- und Jugendkultur, Kulturen sozialer Ungleichheit, Rechtspopulismus, Ostdeutschland sowie Emotionen und Affekte. Jüngste Publikation: Stefan Wellgraf & Christine Hentschel (Hgs.): Rechtspopulismen der Gegenwart. Kulturwissenschaftliche Irritationen (Spector Books, 2023).



Impressum

Kulturanthropologie Notizen.
Publikationsreihe des Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie
der Goethe-Universität Frankfurt am Main
Heft 86 (2024)
ISSN (Online): 2748-4912
www.ka-notizen.de
DOI: 10.21248/ka-notizen.86

Die Artikel dieser Ausgabe haben ein Peer-Review-Verfahren durchlaufen.

Redaktion: Gisela Welz, Martina Klausner, Kathrin Eitel, Dennis Eckhardt, Timotheus Kartmann, Seçil Yıldırım
Titelfoto: Pixabay
Layout: Kathrin Eitel